

IV. Feindbilder

Zur Mobilisierung im Krieg muss stets ein zu bekämpfender Feind definiert werden. Vor diesem Hintergrund gilt es zu untersuchen, wie die Turner diesen Feind in ihren Mitteilungen darstellten und ob daraus auf Feindbilder geschlossen werden kann, die bereits vor dem Krieg existierten. Zu fragen ist folglich nicht nur nach dem vorherrschenden Bild vom gegnerischen Soldaten¹, sondern darüber hinaus auch nach der Zivilbevölkerung, der diese Soldaten entstammten. Gab es unter den Turnern Vorstellungen über eine grundsätzliche Gegnerschaft zwischen den kriegführenden Nationen? Als Teil der Besatzungsmacht waren die nicht in Deutschland eingesetzten Turner mit der Zivilbevölkerung in einem fremden Land konfrontiert. Die meisten Äußerungen über den Gegner behandeln daher das Verhältnis zu den Bewohnern der besetzten Gebiete. Von Interesse ist demnach die Frage nach dem Stellenwert der Nationalität bei der Wahrnehmung und Deutung der jeweiligen Bevölkerung. Gerade der letztgenannte Aspekt macht eine Unterscheidung in West- und Ostfront² notwendig.

1. Besatzer und Besetzte

a) Belgier und Franzosen

Die von deutschen Truppen zu Beginn des Krieges vorgenommenen Hinrichtungen von Zivilisten sollten sehr bald zum Kern des von der Gegenseite vorgebrachten Barbarenvorwurfes werden. Sie werfen auch heute noch die Frage nach der Ursache dieser Handlungen auf.

¹ Siehe Kap. III.2.a.

² A. und M. Chassel, Funke, Herzog, E. Normann, Adolph Schultz, Tiemann und Somogyvár waren zeitweise an der Ostfront eingesetzt. Jedoch nur von den letzten beiden sind längere Berichte aus dieser Zeit erhalten.

»Franktireurkrieg«

Zu Beginn des Krieges waren sich die meisten deutschen Soldaten kaum darüber im Klaren, wie die Bevölkerungen Belgiens und Frankreichs auf den Einmarsch reagieren würden. Da in der Anfangsphase der militärischen Auseinandersetzung oftmals kleine Nachhutabteilungen der französischen und belgischen Armee in Ortschaften versteckt auf die einmarschierenden Deutschen schossen, führte dies häufig zur Schlussfolgerung, kämpfenden Zivilisten, sogenannten Franktireuren, gegenüberzustehen. Gepaart mit kolportierten Erinnerungen an den Franktireurkrieg von 1870/71 kursierten so schon bald nach Beginn des Krieges innerhalb der deutschen Armee Berichte über massenhafte Angriffe von Zivilisten gegen die Invasionsstreitkräfte oder deutsche Bevölkerungsteile. Diese wurden wahrscheinlich durch die gleich zu Anfang im Grenzgebiet stationierten Truppen ins Hinterland verbreitet³. So schrieben auch Otto Weidehaas und Harald Normann noch diesseits der Grenze, dass sie von »meuchlerischen Angriffen« der belgischen Zivilbevölkerung auf deutsche Truppen und zivile Staatsbürger gehört hätten. Normann kündigte hierbei Vergeltungsschläge an:

»Der belgischen Bevölkerung werden sehr viel meuchlerische Angriffe nachgesagt, wir sind infolgedessen sehr misstrauisch.« (O. Weidehaas) – »Die Belgier sind furchtbar aufgehetzt gegen die deutschen Zivilisten, schießen aus den Fenstern auf Soldaten oder suchen sie zu vergiften. Wir werden also auch dementsprechend gegen sie vorgehen, morgen geht's wohl los.« – »Aus Belgien werden die Deutschen aufs Grausamste vertrieben. Deutsche Kinder und Frauen werden aus den Fenstern geworfen oder nackt über die Grenze getrieben. Wir werden's ihnen jetzt vergelten.« (H. Normann)⁴

Damit übereinstimmend berichtete der Verfasser einer Geschichte des IR 76, dem Regiment von Otto Weidehaas, dass sich schon auf der Bahnfahrt nach Belgien unter den Soldaten »[g]rausliche Geschichten und Gerüchte« über die Lage in Belgien verbreitet hätten, wonach der »Feind vorerst nicht in ehrlicher Schlacht« angetroffen werde, sondern »in der Tracht des friedlichen Bürgers«⁵. Ebenso hieß es in der Geschichte des Reservejägerbataillons 18, dass die Soldaten

³ Horne/Kramer, Deutsche Kriegsgreuel, S. 180 f., 198.

⁴ O. Weidehaas an die Familie, 9.8.1914, KTB, S. 3; Gefr. H. Normann, 9.8.1914, KTB, S. 16, und 8.8.1914, KTB, S. 16.

⁵ Nau, Beiträge zur Geschichte, S. 13.

»in der Heimat noch vor der Heimtücke der Belgier gewarnt« worden und daher »äußerst misstrauisch« gewesen seien⁶.

Über Kampfhandlungen mit Gegnern, die eventuell den Franktireuren zugerechnet werden konnten, berichteten später allerdings nur drei der Turner. Auch in einer Geschichte des IR 76 hieß es bloß, dass am 10. August 1914 im Ort Wandre die mit dem nahegelegenen Fort Pontisse in Verbindung stehenden Einwohner »eine feindliche Haltung« gezeigt hätten⁷. Ebenso schrieben Herzog und Mensch eher unbestimmt über »hinterlistige« Angriffe und Straßenkämpfe:

»Außer Straßenkampf und Überfall unseres Eisenbahnzuges noch keine Kugel sausen hören.« (Mensch) – »Gefechte bisher noch nicht mitgemacht, nur von Granaten beschossen worden, die zu kurz gingen und hinterlistig mitten in einem Dorf von den Dächern beschossen worden, worauf das Dorf in Brand geschossen wurde.« (Herzog)⁸

Offenbar da sie selbst die Identität des Gegners nicht eindeutig bestimmen konnten, verzichteten beide auf eine Klarstellung, ob ihre Einheiten von Zivilisten oder Soldaten beschossen worden waren. Aus Herzogs Schreiben wird immerhin die Empörung über den »hinterlistigen« Beschuss deutlich. Möglicherweise berichtete Mensch anderen Soldaten eindeutiger über die eigenen Erlebnisse. So schrieb König, dass ihm dieser von Franktireur-Angriffen auf sein Regiment in Löwen erzählt habe:

»Er ist in Leuven gewesen, wo sein Regiment überfallen wurde von Zivilisten. Er erzählte mir, dass sein Leutnant vor ihm niedergeschossen wurde.«⁹

Der Verfasser der Geschichte des RIR 76, Mensch's Regiment, berichtet ebenfalls von Straßenkämpfen in Löwen. Allerdings bleibt der Gegner hierbei seltsam amorph, da nicht näher erwähnt wird, ob es sich dabei um Zivilisten oder Soldaten gehandelt hat¹⁰. Soweit rekonstruierbar, gingen die Deutschen, die am 19. August Löwen besetzt hatten, jedoch davon aus, dass sie dort vom 25. bis 28. August von Franktireuren angegriffen wurden. Dementsprechend feuerten sie auf Gebäude, aus denen sie Beschuss wahrgenommen hatten, und steckten diese danach an, nahmen Geiseln, erschossen vermeintliche Franktireure und deportierten schließlich einen Großteil der verblie-

⁶ Geschichte des Reserve-Jäger-Bataillons Nr. 18, S. 23.

⁷ Sydow, Das Infanterie-Regiment Hamburg, S. 13.

⁸ OffzStv Mensch an die Riege, 28.8.1914, KTB, S. 23; OffzDst Herzog an die Schwester, 21.8.1914, KTB, S. 15.

⁹ Gefr König an M. Chassel, 3.9.1914, KTB, S. 25.

¹⁰ Hanseaten im Kampf, S. 25–29.

benen Stadtbevölkerung. Letztlich töteten deutsche Soldaten auf diese Weise wohl über 200 Einwohner und zerstörten etwa 2000 Gebäude, worunter sich auch die bekannte Universitätsbibliothek befand. Durch das Ausmaß der Zerstörung, der als kulturell bedeutsam erachtete Güter zum Opfer fielen, und die Anzahl der getöteten Zivilisten erregten die Ereignisse schon unmittelbar danach international große Aufmerksamkeit. Insbesondere vor dem Hintergrund der bald vonseiten der Entente erhobenen Barbarenvorwürfe, sahen sich die Deutschen in der Folge genötigt, ihre Verantwortung für die Geschehnisse in Löwen abzustreiten oder zu relativieren¹¹. Mensch, der am 28. August, also unmittelbar nach den Ereignissen schrieb, konnte hingegen auf einer Postkarte und noch dazu während des Vormarsches kaum das komplexe Verhältnis von eigener Tat und Selbstsicht als Opfer darlegen und beschränkte sich wohl deshalb auf kurze Formeln.

Ebenso knapp wie Mensch berichtete König von seinen Erlebnissen, wobei er sogar die Beteiligung an standrechtlichen Erschießungen von Zivilisten erwähnte. So schrieb er nach der Passage über Mensch:

»Ich habe bis jetzt auch nur Straßenkämpfe mitgemacht. Teils mussten wir Dörfer niederbrennen + standrechtlich Leute erschießen. Gemeiner Pöbel!¹²«

Königs Regiment, das IR 163, befand sich ebenfalls in Löwen und beteiligte sich an den Vergeltungsaktionen gegen die Zivilbevölkerung. Der Verfasser der Regimentsgeschichte thematisierte die Erschießungen von Zivilisten und das Anzünden von Häusern, stellte diese aber als Reaktion auf den ebenfalls beschriebenen Beschuss durch bewaffnete Einwohner dar. So wird auch die Exekution einer Gruppe von Zivilisten, die bewaffnet gefangen genommen worden seien, durch Königs Kompanie erwähnt und als »widerwärtiger Auftrag für Soldaten« bezeichnet, der dennoch zum Selbstschutz nötig gewesen sei¹³. Auf ähnliche Weise hatte auch schon König seine Handlungen in der auf einer Feldpostkarte gebotenen Kürze charakterisiert und gerechtfertigt. So betonte er einerseits den Zwang, dem

¹¹ Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 65–72, 335–385.

¹² Gefr König an M. Chassel, 3.9.1914, KTB, S. 25.

¹³ Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiments Nr. 163, S. 14 f. Vgl. zu den Geschehnissen in Löwen auch die Geschichte des RIR 76, in der von der »Mordswut« der Soldaten des benachbarten IR 163 und davon, dass diese »nach dem hinterlistigen Überfall« »keinen Spaß« verstanden hätten, berichtet wird. Hanseaten im Kampf, S. 28 f.

er unterlegen habe, da er »niederbrennen und erschießen *musste*«, andererseits entwertete er die Opfer seiner Tat als »gemeiner Pöbel«, der also die endgültige Bestrafung verdient gehabt hätte. Dass er sich, genau wie der Verfasser seiner Regimentsgeschichte über zehn Jahre später, offenbar genötigt sah, die Verantwortung für sein Handeln zu relativieren und zu rechtfertigen, zeigt jedoch gleichzeitig ein Bewusstsein für das Verletzen der Norm, Zivilisten und deren Eigentum zu schonen.

Ebenfalls unterlagen die Deportationen der wehrfähigen männlichen Bevölkerung Belgiens, von denen einige der Turner berichteten, einem stärkeren Rechtfertigungsdruck. Dabei stellten sie heraus, dass derartige Maßnahmen gegen Zivilisten grundsätzlich negativ zu bewerten seien:

»Der Bewohner [des Quartiers] ist nicht mehr hier, wie überhaupt die Bevölkerung des Ortes nur aus alten Männern, Frauen, Kindern besteht. Die männliche Bevölkerung von 17–47 Jahren ist gefangen genommen und nach Deutschland transportiert [worden], was zu unserer eigenen Sicherheit nötig war.« (Lamersdorf) – »Ein großer Hof [als Quartier], alter weißbärtiger Bauer mit 3 hübschen Töchtern. Aber den schönen Tagen folgten schwere. Morgens ging es weiter durch Dörfer, die wir durchsuchen mussten. Alle Männer wurde abgeführt trotz Schreien und Flehen der Frauen, Kinder und Mütter. Der Krieg ist eisern. Der männlichen Bevölkerung geschah nichts. Nur aus Vorsicht wurden sie nach Brüssel in Gewahrsam gebracht. Wir erklärten das den Angehörigen, so gut es ging, aber es half nichts. Wir mussten die Frauen manchmal mit Gewalt entfernen.« (Herzog)¹⁴

Allerdings betonten beide zur Rechtfertigung der Vorgänge, dass sie aus Sicherheitsgründen nicht zu vermeiden gewesen seien. Ähnlich wie zuvor König und auch andere deutsche Soldaten bei der Schilderung von Erschießungen, wählten sie außerdem zur Beschreibung ihrer Handlungen passivische Formulierungen, stellten heraus, dass sie nur auf Befehl gehandelt hätten oder verwiesen auf scheinbar überpersönliche, keine Alternative zulassende Umstände, nach denen »der Krieg« eben »eisern« sei¹⁵. Auf vergleichbare Weise wurden auch in der Geschichte des IR 163 die Abscheu vor den eigenen Handlungen bei gleichzeitiger Rechtfertigung dargestellt. Den Anlass bot hierbei die Beschreibung des Durchmarschs durch Löwen nach den angeblichen Franktireur-Gefechten:

¹⁴ OffzStv Lamersdorf an die Familie, 25.10.1914, KTB, S. 65; VzFw Herzog, [Ende September – Anfang Oktober 1914], KTB, S. 57.

¹⁵ Vgl. Latzel, Deutsche Soldaten, S. 193 f.

»Auf dem Marsche hatten wir den abstoßenden Blick, dass an den Häusern die Einwohner mit dem Gesicht an der Wand standen mit erhobenen Händen. Es war widerwärtig mit anzusehen, wie Frauen und selbst ganz kleine Kinder in dieser Stellung während des Vorbeimarsches verharren mussten. Aber diese harten Maßnahmen waren nötig, um die Truppen vor hinterlistigen Überfällen zu schützen¹⁶.«

Ein Bewusstsein für das Außergewöhnliche und den Schrecken der deutschen Vergeltungsaktionen zeigt sich auch in den Schreiben der anderen Turner, die den Anblick der Hinterlassenschaften dieser Ereignisse schilderten¹⁷. So schrieb Kurt Hüllmann in einer distanzierenden, sonst nicht zu findenden Weise von den eigenen Soldaten als »den Deutschen«, die Franktireure an einem Ort erschossen hätten:

»Auch hier sind wie überall, wo wir durchgefahren sind, sehr viele Häuser zerschossen oder ausgebrannt. Es sollen hier heftige Straßenkämpfe getobt haben. In einem nahegelegenen Orte namens Taucienes, von vielleicht 10–15 000 Einwohnern, hatten die Deutschen 582 Freischützen erschossen, also kann man sich denken, wie hier der Kampf getobt haben mag¹⁸.«

Auch Walter Müller schilderte den nachhaltigen Eindruck der »Gräuel und Schrecken«, die der Anblick von Zerstörungen und erschossenen Zivilisten bei ihm hinterlassen habe:

»Und nur der ab und zu ertönde Kanonendonner erinnert einen wieder an die Gräuel und Schrecken des Krieges. Zerstampfte Felder, brennende Dörfer, standrechtlich erschossene Einwohner, zerstörte Wohnungen, Tote & Verwundete. Alles Bilder, die man so leicht nicht wieder vergisst¹⁹.«

Die meisten der Turner beschränkten sich allerdings auf eine Beschreibung der zerstörten Gebäude in Löwen, durch das viele von ihnen offenbar mit Bahntransporten gefahren waren, und an anderen Orten. Fast alle charakterisierten dabei auf dieselbe Weise den Anblick der Ruinen als »furchtbar«:

»Nun sind wir in dem furchtbar zerstörten Löwen angekommen. Einfach schlimm, kein Haus ist noch ganz.« (K. Hüllmann) – »Löwen sieht furchtbar aus, das eine Viertel nichts als Ruinen.« (W. Müller) – »Löwen sieht furchtbar aus; alle Häuser, die man vom Bahnhof aus sehen konnte, waren inwendig vollständig ausgebrannt. Eine totenstille Ruinenstadt. Es war ein grausamer Eindruck des Krieges, den ich nicht vergessen werde.« (Herzog) – »Die ganze Gegend ist hier furchtbar verwüstet. Fast jedes

¹⁶ Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiments Nr. 163, S. 15.

¹⁷ Ähnliche Äußerungen zu Löwen in der von Latzel, Deutsche Soldaten, S. 164, ausgewerteten Feldpost.

¹⁸ San K. Hüllmann, 7.2.1915.

¹⁹ Gefr W. Müller an die Schwester, 30.8.1914, KTB, S. 35.

Dorf ist zerschossen oder wegen der Franktireurs abgebrannt.« (H. Hüllmann)²⁰

In einigen Schilderungen schwang allerdings auch Faszination über den Anblick der Ruinen von Löwen mit:

»Die Stadt müsstet Ihr mal sehen. Wir haben nicht ein einziges heiles Haus gesehen, d.h. wir sind nur ein Stück an der Bahn entlanggegangen. Leider haben wir auch das Rathaus nicht gesehen.« (K. Hüllmann) – »Hier konnten wir leider nur beim Schein der Laternen die zerschossenen Häuser sehen, es sah einfach furchtbar aus, wären gern bei Tage dort durchgefahren, dann hätten wir mehr davon sehen können.« (Lewens)²¹

Angesichts des Bildes der Zerstörung, das vor allem Löwen bot, fiel es jedoch letztlich fast allen Turnern schwer, diesen Ereignissen einen Sinn zu verleihen. Die meisten beschränkten sich daher darauf, ihre Betroffenheit angesichts der »furchtbaren« Verwüstung zu äußern, die das ansonsten häufig als idyllisch geschilderte Landschaftsbild Belgiens zerstörte. Dabei lieferten nur Hans Herzog und Hermann Hüllmann Erklärungen und fanden diese in der Schuld des Gegners oder im überpersonalen Umstand des Krieges an sich:

»[Flämische] Bevölkerung ruhig, freundlich u. entgegenkommend, im Gegensatz zu den französisch gesinnten Wallonen des Bürgerstandes – siehe Löwen.« (Herzog) – »Am schlimmsten sind die Pfaffen, die die Bevölkerung aufhetzen und dem Feinde mit Hilfe der Kirchturmuhren, Windmühlen oder Winkflaggen Zeichen geben. Die Gegend ist hier sehr fruchtbar, jedoch stehen die Kartoffeln und Rüben hier noch alle auf dem Felde und das Getreide liegt ungedroschen in den Scheunen und wird von den Soldaten notwendig als Stroh gebraucht. Ich bedaure die armen Bewohner sehr, jedoch hat der belgische Staat es ja nicht besser haben wollen, c'est la guerre.« – »Eben haben wir die völlig zerstörte Stadt Löwen passiert und gesehen was das bedeutet, hinterrücks auf unsere Truppen zu schießen²².« (H. Hüllmann)

Beide machten bestimmte Gruppen innerhalb der belgischen Bevölkerung als Urheber von Gewalt gegen die Deutschen und damit Auslöser von deren Reaktion aus. So waren dies bei Herzog die angeblich überwiegend bürgerlichen und »französisch gesinnten« Wal-

²⁰ K. Hüllmann, 3.12.1914, KTB, S. 83; Gefr W. Müller, 25.9.1914, KTB, S. 47; VzFw Herzog, [Ende September–Anfang Oktober 1914], KTB, S. 57; H. Hüllmann, [Ende September–Anfang Oktober 1914], KTB, S. 40; vgl. auch Weizenbauer an Oscar Thomas, 14.9.1914, KTB, S. 55; ArtMt Kastmann an die Familie, 14.9.1914, KTB, S. 36.

²¹ K. Hüllmann, 4.12.1914, KTB, S. 83; Jg Lewens an die Mutter, 17.10.1914.

²² VzFw Herzog, [Ende September–Anfang Oktober 1914], KTB, S. 57; H. Hüllmann [Ende September–Anfang Oktober 1914], KTB, S. 40, und 6.9.1914, KTB, S. 31.

lonen, bei Hüllmann die »hetzerischen Pfaffen«. Letzterer betonte zudem das Verhältnis von Ursache und Wirkung: Die Bevölkerung sei zu bedauern, aber die Verwüstungen seien nun einmal die eindeutige Folge der Handlungen der Franktireure bzw. der belgischen Regierung. Wie Weitzenbauer wiesen sie zudem »dem Krieg« als überpersonalen Handlungsinstanz die Verantwortung zu und verwischten damit die Zurechenbarkeit der Handlungen zu bestimmten Akteuren: »C'est la guerre«.

Angesichts der schon damals im europäischen Staatenkrieg herrschenden Norm, die Zivilbevölkerung möglichst zu schonen, stellt sich die Frage nach den Gründen für die auch von den Turnern berichteten massenhaften Erschießungen und Zerstörungen durch deutsche Truppen in der Anfangsphase des Krieges. Da die Deutschen ihr Handeln mit den vorhergegangenen Angriffen von Franktireuren rechtfertigten, wäre zu klären, wie groß das tatsächliche Ausmaß des Widerstandes bewaffneter Zivilisten gewesen ist. Eine überzeugende Untersuchung dieses Problems, bei der Quellen beider Seiten kritisch auf ihren Aussagewert überprüft wurden, um so zu einer »dichten Beschreibung« der Gewalt zu gelangen, ist bisher jedoch ausgeblieben²³. Unbestritten ist hingegen, dass die deutschen Soldaten offenbar überzeugt waren, Franktireuren gegenüberzustehen und dementsprechend handelten. Mögliche Fehlwahrnehmungen könnten tatsächlich be-

²³ Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 618 f., behaupten zwar kategorisch, dass es keinen organisierten Widerstand gegeben habe, können dies in ihrer Untersuchung jedoch nicht nachweisen. Dementsprechend wurde zu Recht darauf verwiesen, dass die meist detailgetreue Übernahme der von den Entente-Mächten zusammengestellten Berichte über die Bedingungen, unter denen »deutsche Gräuel« stattfanden, historischer Quellenkritik nicht standhält. Ihre während des Krieges als kriegsentscheidend betrachtete zeitgenössische Propagandafunktion, nicht nur die eigene Bevölkerung für sich einzunehmen, sondern gerade auch die neutralen Staaten zu überzeugen sowie als juristisches Argument in der Diskussion um die Kriegsschuldfrage, wird damit in der Tat vernachlässigt. Vgl. die kritischen Rezensionen von Martin Moll in der *MGZ*, 65 (2006), S. 256–259; Peter Hoeres in *Sehepunkte*, 4 (2004), 7/8 [15.07.2004], URL: <<http://www.sehepunkte.de/2004/07/6108.html>> (15.2.2009); Markus Pöhlmann in der *MGZ*, 64 (2002), S. 564 f.; Martin Schramm in der *HZ*, 280 (2005), S. 774–776, sowie die bisherige Kritik zusammenfassend Überegger, »Verbrannte Erde«, S. 246. Das Gleiche gilt für die noch jüngere Studie von Lipkes, *Rehearsals*, über die Vorgänge von 1914 in Belgien, bei der er sich ebenfalls fast ausschließlich auf belgische Quellen verlässt. Vgl. zur Kritik an diesen Aspekten der Arbeit Lipkes' die Rezension von David K. Yelton in *Central European History*, 41 (2008), S. 703–705, hier S. 704 f.

günstigt worden sein durch die extremen Belastungen in der Anfangsphase des Krieges, der wiederum aus der Erfahrung des massenhaften Todes eigener Kameraden sowie aus dem psychischen Druck und den physischen Anstrengungen resultierte, die zeitlichen Vorgaben des Schlieffenplanes zu erfüllen. In gleicher Weise hat wohl der unerwartete Charakter des Krieges gewirkt, in dem der Gegner oft aus großer Entfernung und gedeckten Stellungen mit rauchloser Munition das Feuer eröffnete. Ebenso mag der Alkoholkonsum vieler deutscher Soldaten, von dem auch in Feldpostbriefen der Turner sowie in der Regimentsgeschichte des RIR 76 die Rede war, seinen Teil dazu beigetragen haben. Demnach plünderten diese in den ersten Kriegsmonaten häufig Weinkeller und konsumierten die Beute noch auf dem Vormarsch²⁴. Zudem ähnelte die Bekleidung der belgischen Garde Civique stark zivilen Anzügen, sodass beim Kampf gegen diese schnell auf Frantireure geschlossen werden konnte²⁵. Eventuell weisen auch die – außerhalb der Rechtfertigung von Erschießungen erfolgten – Erzählungen mehrerer Turner, sie hätten gesehen, wie sich belgische Soldaten Zivilkleidung angezogen haben, auf diese Möglichkeit der Verwechslung hin. Ob aber tatsächlich »[e]ine Million Männer [...] von einem Wahn erfasst [wurde], der die Vorstellung eines Frantireurkriegs für die Wirklichkeit hielt«, ist erst nach einer Klärung der tatsächlichen Ereignisse möglich²⁶.

Unabhängig davon, ob die deutschen Soldaten auf eine real existierende Bedrohung reagierten, ist jedoch aufgrund der auch in Feldpostbriefen zu findenden Rechtfertigungen davon auszugehen, dass das Erschießen von Zivilisten in besonderer Weise legitimiert werden musste. Die Frage ist, welche Deutungsangebote hierfür genutzt wurden und auf welche kulturellen Vorprägungen deren Attraktivität beruhte. So ist argumentiert worden, dass sich in den Handlungen vieler deutscher Soldaten antikatholische Ressentiments widerspiegeln. Tatsächlich war die auch von Hermann Hüllmann wiedergegebene Vorstellung, belgische und französische Priester würden den

²⁴ Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 173–191. Zum Konsum erbeuteten Alkohols selbst während des Vormarsches vgl. O. Weidehaas an die Familie, 27.8.1914; ArtMt Kastmann an die Familie, 6.10.1914; H. Hüllmann, 10.10.1914; Jg Lewens an die Mutter, 17.10.1914, und Hanseaten im Kampf, S. 26 f.

²⁵ Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 191–197.

²⁶ Zitat ebd., S. 124. Zur Zivilkleidung belgischer Soldaten siehe Kap. III, S. 117 f.

Widerstand gegen die deutschen Truppen anheizen, im Militär weit verbreitet. Allerdings ist fraglich, ob sich diese Auffassung als »antikatholisch« bezeichnen lässt, da hiermit in der Regel keine Kritik am Katholizismus als solchem – also etwa Unterschiede in der Glaubensauffassung und -praxis oder die von derartigen Kritikern in Deutschland häufig genannte größere Nähe zur römischen Kirche – verbunden war. Dementsprechend wurde in keinem der Feldpostbriefe die religiöse Einstellung der Bevölkerung negativ bewertet. Überzeugender ist somit, dass den Priestern aufgrund ihrer sozialen Stellung, die sie auch als protestantische Geistliche in einem protestantischen Belgien oder Frankreich gehabt hätten, und der Möglichkeiten ihres Amtes eine hervorgehobene Rolle zugesprochen wurde. Nicht zuletzt ist das wohl stärkste Argument gegen diese Interpretation die Tatsache, dass auch die Soldaten der süddeutschen, mehrheitlich katholischen Kontingente eine vergleichbare Abneigung gegen belgische und französische Priester zeigten²⁷.

Daneben wurde die These vorgetragen, dass innerhalb des deutschen Heeres eine Kultur der Entmenslichung des Gegners etabliert und die Unterschiede zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten systematisch verwischt worden seien. Es habe damit eine Sonderentwicklung vom Pfad der zunehmenden internationalen Bemühungen zur Verrechtlichung und Einhegung des Krieges genommen. Dies habe sich insbesondere in der Ablehnung völkerrechtlicher Bindungen wie der Bestandteile der Haager Landkriegsordnung (HLKO) gezeigt, die unter bestimmten Umständen eine Bildung von Milizen im Krieg gestattete²⁸. In der Tat wurde der Text

²⁷ In keinem der von Horne und Kramer als Beleg für Antikatholizismus als Ursache von Gewalt angeführten Selbstzeugnisse deutscher Soldaten wird auf einen Zusammenhang zwischen Religion und Gegnerschaft zu Deutschland verwiesen. Vielmehr betonten alle die herausgehobene soziale Stellung der Priester und deren Mobilisierungsmöglichkeiten. Übrig bleiben nur Quellen zweifelhaften Wertes, wie die Überlieferungen eines holländischen Hochschullehrers, einer australischen Journalistin und 1934 angeblich von einem ehemaligen deutsch-polnischen Soldaten und Katholiken verfasste Erinnerungen. Um Antikatholizismus als Mitursache für die Gewalt des deutschen Militärs plausibel zu machen, müssen Horne/Kramer freilich erklären, weshalb dann auch die katholischen Soldaten auf dieselbe Weise handelten. Zu diesem Zweck behaupten sie – ohne das Argument durch Selbstzeugnisse zu belegen –, dass diese den Belgiern und Franzosen Verrat an der gemeinsamen Konfession vorgeworfen hätten. Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 158–164.

²⁸ Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 626, 630. Diese These hat den beiden Autoren zu Recht den Vorwurf eingebracht, die Sonderwegsthese

des Abkommens nur als Anhang der Felddienst-Ordnung von 1908 beigegebenen, ohne genaue Ausführungsbestimmungen zu enthalten und die Mannschaften und Unteroffiziere – im Gegensatz zu den Offizieren – nicht gesondert in deren Anwendung geschult²⁹. Allerdings bot die HLKO ohnehin keine klare Regelung für die Geschehnisse in den ersten Wochen des Weltkrieges. Denn als Kombattanten galten neben anderen Voraussetzungen nur jene bewaffneten Zivilisten, die durch Abzeichen als Milizangehörige erkennbar waren bzw. bei fehlender Zeit, sich entsprechend zu kennzeichnen, zumindest die Waffen offen trugen und die »Gesetze und Gebräuche des Krieges« beachteten. Verletzungen genau dieser Bestimmungen sowie die mit Art. 23 lit. b) der HLKO untersagte »meuchlerische Tötung oder Verwundung von Angehörigen des feindlichen Volkes oder Heeres« warfen jedoch die Deutschen den Zivilisten vor, die angeblich zu den

wiederbeleben zu wollen. Vgl. Anderson, *A German Way of War?*, und Anderson, *How German Is It?* Horne/Kramer, *German Atrocities in the First World War*, S. 121, verneinten diese These von einer besonderen deutschen Entwicklung in ihrer Antwort nicht einmal, sondern entgegneten lediglich, dass der Begriff »Sonderweg« das von ihnen Beschriebene nicht in allen Facetten erfassen würde. Eine ähnliche Auffassung vertritt Hull, *Absolute Destruction*, S. 209–212, 325 f. Demnach wäre u.a. das harte Vorgehen gegen Zivilisten beim Vormarsch des deutschen Militärs im Jahr 1914 durch dessen organisatorische Eigenlogik zu erklären. Es sei erst durch die vergleichbar geringe politische Kontrolle möglich gewesen. Abgesehen von einem nicht überzeugenden organisationstheoretischen Ansatz bietet Hull auch keine fundierte vergleichende Perspektive und kann ihre These somit nicht belegen. Vgl. die kritische Rezension von Ziemann mit Gegenbeispielen aus der britischen Geschichte in der MGZ, 65 (2006), S. 629–631. Zweifel an der übermäßig starken Unabhängigkeit des deutschen Militärs von der politischen Führung nährt zudem die später erschienene Studie von Stein, *Die deutsche Heeresrüstungspolitik*, S. 369 f., 376–382. Mit Blick auf die jüngeren Forschungsergebnisse zur Süd-, Ost- und Balkanfront verneint Überegger, »Verbrannte Erde«, S. 268–270, die Besonderheit der Ereignisse in Belgien und Frankreich zu Beginn des Krieges.

²⁹ Das Werk des Untersuchungsausschusses, *Völkerrecht im Weltkrieg*, Bd 1, S. 25–54. Horne/Kramer übergehen diesen die damalige Reichsleitung stark kritisierenden Band, obwohl durch ihn ihre Argumentation zugunsten einer unzureichenden Implementierung der HLKO in den deutschen Streitkräften untermauert würde. Der Grund hierfür liegt wohl darin, dass sich dort ebenfalls eine differenzierte Erörterung der einschlägigen Vorschriften aufseiten der Entente findet. Demnach seien in keinem der Signatarstaaten Ausführungsbestimmungen zur HLKO von 1907 erlassen worden, womit wiederum das Argument von Horne/Kramer geschwächt wird, das Deutsche Reich habe auf dem Gebiet eine Sonderentwicklung vollzogen.

Waffen gegriffen hätten. Zudem hatte selbst das Verbot von Kollektivstrafen gegen die Bevölkerung aus Art. 50 HLKO keine umfassende Geltung, da es nur solange galt, wie diese »nicht als mitverantwortlich gesehen werden kann«³⁰. Die deutschen Soldaten konnten also durchaus eine für Laien plausible völkerrechtliche Legitimation ihres Verhaltens konstruieren. So war es möglicherweise kein Zufall, dass Otto Weidehaas zur Beschreibung angeblicher Vergehen der Bevölkerung denselben Begriff wie Art. 23 lit. b) HLKO verwandte: »*menschlicherische* Angriffe«³¹.

Insgesamt zeigen die Schreiben der Turner ein Bewusstsein für die heikle, schwer durchschaubare rechtliche Situation, in der die Handlungen deutscher Soldaten gegen Zivilisten bei Beginn des Krieges stattfanden. So stellten viele von ihnen heraus, dass sie Angst vor den Gewaltakten von Zivilisten hätten, da diese als Angreifer kaum zu erkennen seien. Dementsprechend verurteilten sie deren vermeintliche Aktionen scharf als einen Verstoß gegen Regeln der Fairness und sahen dadurch auch äußerste Vergeltungsaktionen legitimiert – ein Deutungsmuster, das sich in so gut wie allen Untersuchungen und Editionen der Feldpost deutscher Soldaten zu dieser Frage bisher gezeigt hat³². Durch den gegen den Gegner gerichteten Vorwurf des Regel- und Rechtsbruchs zeigten sie also gerade, dass ihnen an einer Verrechtlichung und damit Einhegung des Krieges gelegen war. Sie folgten damit der schon im Gefolge der Einigungskriege auftauchenden bürgerlichen Interpretation, wonach die preu-

³⁰ Überegger, »Verbrannte Erde«, S. 250–252. Wie Peter Hoeres in seiner Rezension in *Schepunkte*, 4 (2004), Nr. 7/8 [15.07.2004], URL: <<http://www.schepunkte.de/2004/07/6108.html>> (15.2.2009) erwähnt, blenden Horne/Kramer diesen Aspekt aus. Zudem ist in dem auszugsweisen Abdruck der HLKO in ihrem Buch der Art. 23 herausgekürzt. Horne/Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel*, S. 653 f. Dasselbe gilt für die englische Originalausgabe Horne/Kramer, *German Atrocities*, S. 444. Vgl. zur damals international in der Völkerrechtslehre herrschenden Meinung über die Bedingungen der Zulässigkeit von Repressalien, wonach diese gegen Zivilisten nicht grundsätzlich ausgeschlossen wurden, Hankel, *Die Leipziger Prozesse*, S. 318 f.

³¹ O. Weidehaas an die Familie, 9.8.1914, KTB, S. 3. Vgl. dazu oben, S. 182.

³² So z.B. Frontalltag im Ersten Weltkrieg, Dok. 9d; »Man kann sagen«, S. 52; Ziemann, *German Soldiers*, S. 261. Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 195, kommt ebenfalls zu dem Ergebnis und bringt die in seinem Feldpostsample zutage getretene Auffassung überzeugend auf die Formel: »Gekämpft wird mit offenem Visier, aber nicht aus dem Hinterhalt, »hinterücks« und »gemein« [...] [Dabei] erscheint es als selbstverständlich, dass gegen diese Kriegführung mit drakonischen Bestrafungen, mit kollektiven Repressalien bis zur Geiselschließung vorzugehen ist.«

Bisch-deutsche Heeresverfassung der anderer Länder sittlich überlegen sei. Denn sie trenne strikt zwischen Kombattanten und Zivilbevölkerung und erweise sich dadurch als moderner und effektiver zur Einhegung der Schrecken des Krieges³³. Gleichzeitig zeigen die besonderen Rechtfertigungen, die sie bei der Schilderung deutscher Vergeltungsaktionen entwickelten, dass sie sich des grundsätzlichen moralischen Verbots der Tötung von Zivilisten – gleich welcher Nation – bewusst waren. Auch unterstellten einige der Turner nicht rundheraus der gegnerischen Zivilbevölkerung, aus eigenem Antrieb die Konventionen des Krieges zu brechen. Vielmehr vermuteten sie, um überhaupt den vermeintlichen Franktireur-Aktivitäten einen Sinn verleihen zu können, dass die Bevölkerung des Gegners gegen Deutschland aufgehetzt worden sei und sie sich demnach nicht aus eigenem Entschluss so verhalten hätte. Der Gegner wurde also nicht entmenslicht, sondern seine Taten auf das Verhalten Einzelner zurückgeführt. Bei der Beschreibung der durchgehend als »furchtbar« bezeichneten Zerstörungen vermochten die meisten von ihnen zudem nicht, diese mit einem Sinn zu versehen.

Zusammenleben zwischen »Requirierung« und Freundschaft

Während in der Anfangsphase des Krieges die Schilderungen der Turner noch von Misstrauen gegenüber der Bevölkerung auf dem Territorium des Gegners geprägt waren, wandelte sich dieses Bild mit der Darstellung von Einquartierungen bei Zivilisten. Letztere erschienen dabei einhellig positiv, wobei offenbar die sprachliche Verständigungsmöglichkeit einen entscheidenden Faktor für das Urteil bildete. So hoben fast alle hervor, dass in Belgien, dem anfänglichen Haupteinsatzort der Turner, mit Hilfe des Plattdeutschen eine Verständigung mit den flämischsprachigen Bevölkerungsteilen möglich gewesen sei. Dieser spezifische Vorteil bei der Kommunikation mit den Flamen wurde auch später noch in den Regimentsgeschichten betont³⁴. Denn obwohl innerhalb der bürgerlichen Schichten von Großstädten wie Hamburg weniger gebräuchlich, sprach die norddeutsche Bevölkerung zur Zeit des Ersten Weltkriegs noch überwie-

³³ Becker, »Bewaffnetes Volk«, S. 161. Vgl. auch die Rezension von Peter Hoeres in Sehepunkte, 4 (2004), Nr. 7/8 [15.07.2004], URL: <<http://www.sehepunkte.de/2004/07/6108.html>> (15.2.2009).

³⁴ Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 109; Geschichte des Reserve-Jäger-Bataillons Nr. 18, S. 23.

gend ›platt‹³⁵. Dass viele Städter ebenfalls dazu in der Lage waren, berichtete etwas verwundert Ernst Normann:

»Gediegen auch mit der Verständigung unter den Leuten – die allgemeine Verkehrssprache ist platt. Alles spricht platt und auf platt geben die Unteroffiziere ihre Befehle, und wenn sie selbst, wie es der Fall ist, Prokuristen erster Hamburger Exporthäuser sind³⁶.«

An zwei seiner Schreiben wird zudem der Unterschied in der Bewertung der Bevölkerung deutlich, der die Fähigkeit ausmachte, sich mit ihr zu verständigen:

»Alle Augenblick kommt solch dreckiger belgischer Zivilist und will an das andere Ufer, da muss ich dann mit meinem erbärmlichen Französisch rauszukriegen suchen, was die Leute wollen. Ich bin nämlich Feldwachhabender und habe mit 50 Leuten die Brücke zu bewachen, dass sie nicht in die Luft gesprengt wird³⁷.«

Normann stellte hier seinen Ärger über die mangelhaften eigenen Französischkenntnisse dar, die ihm seine wichtige Tätigkeit erschwerten. Diesen übertrug er auf die belgischen Zivilisten, die er nicht verstehen konnte und wohl vor allem deshalb negativ bezeichnete – zumindest bot er sonst keine Erklärung für seine Beschimpfung ›dreckig‹. Ganz anders erschien seine Beschreibung belgischer Bauern, mit denen er sich verständigen konnte, drei Tage später:

»Heute Abend tadelloses Quartier bei Bauersleuten, mit denen man sich ganz gut auf platt unterhalten kann [...] Habe eine Menge Milch bekommen. Nette Leute, obgleich nur alte Frau und Tochter und nicht reich³⁸.«

Vergleichbar positiv waren auch die Schilderungen anderer Turner über die flämische Bevölkerung:

»Die Bevölkerung, welche meistens vlämisch (holländisch) ist, begrüßte uns sehr freundlich.« (Lewens) – »Als wir in unserm Kloster ankamen, wurden wir von den Damen sehr freundlich empfangen, sie brachten uns sofort Wasser zum Fußwaschen, und als jemand ein Wort von warmem Wasser fallen ließ, brachten sie uns sofort warmes Wasser. Wir haben uns dann nachmittags noch ganz gut unterhalten. Durch einige französische und plattdeutsche Brocken kann ich mich hier ganz gut mit den Leuten unterhalten.« (H. Hüllmann)³⁹

³⁵ Vgl. auch die in den Regimentsgeschichten oft auf plattdeutsch wiedergegebene wörtliche Rede: Beltz, *Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein*, S. 31; Hanseaten im Kampf, passim; Infanterie-Regiment Bremen, S. 8; Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 311.

³⁶ VzFw E. Normann an die Familie, 11.10.1914, KTB, S. 51.

³⁷ VzFw E. Normann, 14.8.1914, KTB, S. 17.

³⁸ VzFw E. Normann, 17.8.1914, ebd.

³⁹ Jg Lewens an die Mutter, 17.10.1914, KTB, S. 66; H. Hüllmann, 27.10.1914, KTB, S. 73.

Ebenso positive Wertungen, die mitunter eine geradezu touristische Begeisterung für flämische Volkstümlichkeit widerspiegeln, ziehen sich als roter Faden durch weitere Schreiben der Turner. Der Bezugspunkt war hierbei nicht zuletzt die große ›Sauberkeit‹ des Landes. Dadurch hoben sich nach Meinung der Verfasser die Flamen von den ›schmutzigen‹ Franzosen und französischsprachigen Wallonen positiv ab:

»Gestern und heute haben wir Luxemburg und Belgien durchfahren. Herrliche, fruchtbare, saubere Gegenden im Gegensatz zu dem schmierigen Elsässer Grenzgebiet bei Nancy.« (W. Müller) – »Die Chausseen sind hier [in Belgien] noch schöner und besser als bei uns.« (Lewens) – »Vor ein paar Tagen noch im schmutzigen Lothringen und heute im blitzsauberen Belgien. Die Einwohner, die mir bisher in die Quere kamen, meist Holländer und Flamen, waren nette, freundliche Leute.« – »Belgien ist ein schönes Land. Saubere Dörfer, reiche Felder, es strotzt von Üppigkeit. Eigenartige 2rädrige Feldkarren mit Pferdebespannung, kleine mit Hundebespannung. Holzschuhe. Hauben. Flämische Sprache hat große Ähnlichkeit mit plattdeutscher Sprache, daher eine günstigere Verständigung als in Frankreich.« (Herzog)⁴⁰

Sprachliche Verständigungsmöglichkeit über das Plattdeutsche und geteilte Auffassungen von ›Sauberkeit‹ bildeten auch noch in den Regimentsgeschichten den Hintergrund für die dort ebenfalls durchgängig positive Wertung der Flamen »mit ihrer uns Norddeutschen so eng verbundenen Wesensart«⁴¹. Auf gleiche Weise erfolgte die Abgrenzung zu den französischsprachigen Zivilisten. So hieß es in der Geschichte des IR 85:

»Das Wesen der Bevölkerung ist dem der Franzosen ganz verschieden. Mit den freundlich entgegenkommenden Vlamen konnten sich unsere Leute ganz gut auf plattdeutsch verständigen«⁴².

Allerdings lassen sich in den Schreiben der Turner auch positive Wertungen der französischen Bevölkerung finden. So schickte Otto Weidehaas, wie später Otto Kastmann, ein paar angeblich von seiner

⁴⁰ Gefr W. Müller, 25.9.1914, KTB, S. 47; Jg Lewens an die Mutter, 17.10.1914, KTB, S. 66; VzFw Herzog, 25.9.1914, KTB, S. 38; VzFw Herzog, [Ende September–Anfang Oktober 1914], KTB, S. 57. Vgl. auch die weitere Mitteilung Herzogs vom selben Tag, VzFw Herzog, 25.9.1914, KTB, S. 38: »Rein ist hier [in Belgien] alles – wie abgeleckt.«

⁴¹ Hanseaten im Kampf, S. 320; vgl. auch Geschichte des Reserve-Jäger-Bataillons Nr. 18, S. 23.

⁴² Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 109; vgl. auch Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 162; Hanseaten im Kampf, S. 321, 280.

französischen Wirtin verfasste Zeilen nach Hause. Hiermit wollte er offenbar einen Beleg für sein tadellosen Benehmen liefern:

»Das Folgende hat meine Quartierswirtin (89 Jahre) auf meinen Wunsch schreiben lassen:

Liebe Dame,

Ich habe dieser Tage Ihren Patensohn bei mir untergebracht und glauben Sie mir, da er und seine Kameraden liebenswürdig waren, haben wir sie herzlich empfangen.

Von Herzen in Freundschaft

Eine Französin⁴³«

Ebenso schilderten andere Turner den Umgang mit ihren französischen oder belgischen Quartierwirten während des gesamten Krieges als durchgehend positiv. Besonders herausgestellt wurde hierbei die gute Verpflegung, der allgemein nette Umgang oder die Möglichkeit, die eigenen Französischenkenntnisse aufzubessern:

»Als wir übrigens von Lisseweghe wegzogen nach Nieuport, fing die ganze Familie Retsin an zu weinen und von unserer Wirtin, unserer lieben ›Mooder‹ bekam ich 2 feurige Küsse. Da war ich aber platt! Da die Wirtin aber schon 86 Jahre alt ist, war die Sache nicht gefährlich.« (Kastmann) – »Wir bekommen hier 1 M 50 Verpflegungsgeld, womit wir ja auch ganz gut auskommen können. Ich esse bei meiner belgischen Wirtin, einer sehr netten Frau, für Frs. 1.« – »Meine Wirtin kann nicht ein Wort deutsch, überhaupt kann man sich hier nur französisch verständigen, es ist fein, das übt kolossal. Die Landessprache ist hier wallonisch, was man natürlich überhaupt nicht versteht.« (K. Hüllmann) – »Eines dürfte Dich vielleicht interessieren: das ist die Reihenfolge meines heutigen Sonntagsdiners dazu mich eine furchtbar nette Madame (mit 18 J. Tochter!) eingeladen hat: [...].« (Tiemann)⁴⁴

Teilweise mit Verwunderung beschrieben zudem mehrere der Turner, wie die nationalen Unterschiede zu den Belgiern langsam verschwammen. Insbesondere anlässlich der ersten ›Kriegsweihnacht‹, aber auch beim gemeinsamen Pflegen der Verwundeten, hätten sich demnach geteilte Interessen und Bräuche offenbart:

»Endlich war es soweit: Der Baum strahlte in seiner Pracht, die fünf Leuchter waren auch angezündet; es war ein feierlicher Anblick. Die beiden Haustöchter, die Frau und der Sohn sahen staunend und glücklich in

⁴³ O. Weidehaas, 31.8.1914, KTB, S. 28. Der Originaltext lautet: »Chère madame, J'ai reçu votre filleul chez moi ces jours ci et croyez moi, comme il a été aimable, lui et ses camarades nous les avons très bien reçus. Bien à vous de coeur et d'amitié Une Française.«

⁴⁴ Omt Kastmann an die Familie, 31.12.1914, KTB, S. 84; San K. Hüllmann, 7.2. und 11.2.1915; Gefr Tiemann an W. Weidehaas, 26.3.1916; vgl. auch Lt Eylmann an W. Weidehaas, 28.8.1916; San K. Hüllmann, 5.2.1915; Gefr Tiemann an W. Weidehaas, 28.3.1916.

das Lichtermeer, sie kannten die Feier nicht, wurden aber doch von dem Zauber ergriffen. Die Alte hatte Tränen in den Augen und drückte mir die Hand.« (Herzog) – »Etwas später gingen wir zu den Belgiern, welche auch Weihnachtslieder sangen, aber merkwürdigerweise sangen sie deutsche ›Vaterlandslieder‹ – und zwar die Wacht am Rhein – !! Was sagt ihr dazu? Später sangen sie noch ihr Nationallied, aber das kann man ihnen ja nicht verdenken.« – »Mein Kamerad hatte dort einen Brief eines belgischen Verwundeten, den er in Antwerpen gepflegt hatte, abzugeben.« (K. Hüllmann) – »Den Direktor hat man nebenan wohnen lassen; seine Tochter spielt auf Deubel komm raus Klavier, aber sie *kann* es glücklicherweise. Manchmal ist mir das eine liebe Unterhaltung, die die Holde mir unbewusst bereitet. Lauter deutsche Musik, was oftmals ganz eigenartig anmutet!« (Ahrens)⁴⁵

Eine besondere Rolle spielten beim Verhältnis zur Zivilbevölkerung freilich die Kontakte zu jungen Frauen. Angesichts des rein männlichen Umgangs im Militär waren dabei sowohl flüchtige Begegnungen als auch gemeinsam verbrachte Stunden erwähnenswert:

»Ich sitze hier sehr gemütlich in einem kleinen Dorfe und habe gestern eine [unleserlich] kennen gelernt, die mit 3 Töchtern gesegnet ist. (Ich höre Dich schon ausrufen »Oha«) Ich war gestern zu einem gemütlichen Kaffee dort. Es wurde Klavier gespielt und getanzt. (Ich wähle diese ganz kurze Berichterstattung, damit Du Dir Deinen Teil denken kannst). Aber wehe Dir, wenn die 3 Töchter in einem Deiner Berichte erscheinen.« (Kastmann) – »Anbei ein paar Bilder aus Flandern, eine Küche mit belgischer Dorfschönheit [...].« (Herzog) – »Die Cambraier Mädels sollen prachtvoll Schlittschuh laufen, hätt' mir das gern mal angesehen, hatt' aber leider keine Zeit dazu.« (Tiemann)⁴⁶

Auf ähnliche Weise hob auch noch der Autor einer Regimentsgeschichte die Kontakte mit jungen Belgierinnen positiv hervor. Zu diesem in anderen Geschichten kaum behandelten Thema stellte er zudem die rhetorische Frage: »Wann [sonst] hatten wir Frontsoldaten einmal Gelegenheit mit netten jungen Mädchen zu parlieren⁴⁷?« Zur Prostitution äußerte sich von den Turnern allerdings nur Kastmann, der erwähnte, selbst mit Prostituierten verkehrt zu haben. Seine

⁴⁵ VzFw Herzog, 24.12.1914; San K. Hüllmann, 4.1. und 7.2.1915; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 23.1.1917 (Hervorhebung im Original); vgl. auch VzFw Herzog an W. Weidehaas, 8.1.1915.

⁴⁶ ArtMt Kastmann an W. Weidehaas, 8.11.1914; VzFw Herzog an W. Weidehaas, 25.3.1915; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 15.2.1917; vgl. auch Gren Tiemann an W. Weidehaas, 17.9.1915; OMatrArt Weizenbauer an W. Weidehaas, 4.12.1914.

⁴⁷ Hanseaten im Kampf, S. 321.

Schilderung verweist eher auf die »wilde«, nicht von den Militärbehörden kontrollierte, im Etappengebiet jedoch verbreitete Prostitution⁴⁸:

»Du kannst Dir denken, dass unsere Stimmung immer gehobener wurde, umso mehr als uns die Bowle von einem niedlichen Mädchen kredenzt wurde, die außer ihrem Seidenkleid so ziemlich nichts anhatte und später am Tisch herumgereicht wurde [...] Der Verkehr in diesem Lokal ist so ganz anders als in Hamburg. Nachmittags kommen nicht nur die besseren belg. Ostender Herren mit ihren Gemahlinnen, [...] sondern auch jene überstark geschminkten und gepuderten Damen, bei denen man abends in ihrer Wohnung Sekt trinken kann, natürlich für schweres Geld (Erfahrung!)⁴⁹.«

Die Zahlen der an Geschlechtskrankheiten im Ersten Weltkrieg erkrankten deutschen Soldaten weisen allerdings darauf hin, dass derartige Kontakte mit der weiblichen Bevölkerung häufiger gewesen sein müssen als in der Feldpost gemeinhin erwähnt. Demnach hatten von den während des Krieges behandelten Soldaten des Feldheeres durchschnittlich rund 17 Prozent venerische Erkrankungen. Soweit darüber Daten erhoben werden konnten, zeigt sich zudem ein deutlich höheres Aufkommen solcher Erkrankungen im Etappengebiet, insbesondere in den größeren Städten⁵⁰. Es handelt sich also um einen allgemein tabuisierten Bereich, dessen fehlende Erwähnung in auffälligem Gegensatz zur tatsächlichen Bedeutung stand. Dass auch andere Turner ähnliche »Erfahrungen« gemacht hatten, ohne darüber zu berichten, ist daher wahrscheinlich.

Unter den Angehörigen des Marinekorps, das von Oktober 1914 bis zum Ende des Krieges größtenteils dieselben Stellungen besetzte⁵¹, finden sich zudem Berichte über engere Beziehungen zu ortsansässigen Familien. In diesem Zusammenhang erschienen die Begegnungen mit Zivilisten vor allem als willkommene Abwechslung zum nur mit Soldaten verbrachten Dienstatag:

»Wir gehen zum Bäcker und der macht uns dann dank unserer guten Beziehungen etwas Kaffee (am Sonntag haben wir jeder mindestens 6 Tassen getrunken, solchen Durst hatten wir nach dem Essen). Wir sitzen dann im Wohnzimmer und die Familie Bäckermeister sitzt bei uns und wir klönen auf deutsch, plattdeutsch oder französisch. Es ist eine ganz

⁴⁸ Vgl. Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges, S. 231–304; Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums, Sanitätsbericht über das Deutsche Heer, Bd 3, S. 167; vgl. für die Situation im Bereich des Marinekorps Ryheul, Marinekorps Flandern, S. 51.

⁴⁹ OMT Kastmann an W. Weidehaas, 22.8.1915.

⁵⁰ Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums, Sanitätsbericht über das Deutsche Heer, Bd 3, S. 163, 168.

⁵¹ Das Marinekorps, S. 38.

nette Abwechslung und man kann doch einmal mit andern Leuten sprechen.« (H. Hüllmann)⁵²

Besonders häufig berichtete Otto Kastmann von einer belgischen Familie mit drei Töchtern, die er regelmäßig nach Dienstschluss besucht habe. Er sei demnach selbst schon fast in die Familie aufgenommen worden:

»Diese Pause [während des Dienstes] brauche ich, um nach der belgischen Familie zu gehen, um ein bisschen Musik zu hören und mit den Alten und den 3 Töchtern zu plaudern (d.h. französisch, flämisch und plattdeutsch radebrechen). Ich gehöre jedoch ganz zur Familie. Auf mein Anklopfen ertönt ein allgemeines »entrez Monsieur, ich trete ein, hänge mein Seitengewehr auf seinen ganz bestimmten Platz, ein Stuhl ist mir schon am Ofen herbeigebracht und das Geplauder beginnt [...] Sitzt die Familie beim Abendessen, so setze ich mich ohne Weiteres mit an den Tisch und esse mit. Der Zahlmeister spielt dann auf dem Klavier. Ihr könnt Euch also denken, dass diese Minuten wirklich eine Zeit der Erholung für mich sind.« – »Der Abschied wird mir schwer werden. Das wirst Du Dir vielleicht vorstellen können. Nu, im nächsten Jahr, wenn wir Frieden haben, machen wir eine Riegenwanderung durch dies schöne Belgien und dann besuche ich auch das Dorf Lisseweghe + die 3 Töchter⁵³!«

Kastmann sandte seinen Eltern zudem einen von den Töchtern der belgischen Familie auf französisch geschriebenen Brief, den diese anscheinend beantworteten. Sie schilderten dabei, wie viel Spaß sie miteinander hätten:

»Der kleine Otto kommt tagtäglich zu uns. Er ist so nett, uns deutsch beizubringen; wir haben viel Spaß, denn wir vergnügen uns mit dem Singen deutscher Lieder, spielen Piano und tanzen einen kleinen Walzer⁵⁴.«

Der Brief hatte also anscheinend auch die Funktion, das »anständige« Verhalten des Sohnes in der Fremde zu belegen. Im weiteren Verlauf schrieb er über die Probleme nach Hause, die es machen würde, Geschenke seiner Eltern an die belgische Familie sowie deren Antwortbriefe weiterzuleiten, da dies offiziell verboten sei⁵⁵.

⁵² OMt H. Hüllmann, 2.2.1915.

⁵³ ArtMt Kastmann an die Familie, 8.12.1914, KTB, S. 84, und an W. Weidehaas, 8.11.1914; vgl. auch 8. und 9.11.1914, KTB, S. 76; 31.12.1914, KTB, S. 84; OMt Kastmann an W. Weidehaas, 22.8.1915.

⁵⁴ Godeliève, Lutgarde und Hélène Retsin an Familie Kastmann, 27.1.1915, 15. Der Originaltext lautet: »Le petit Otto vient tout les jours chez nous, il est si gentil qu'il nous apprend à parler l'allemand; nous avons beaucoup de plaisir car nous nous amusons en chantant des chants Allemands, jouer du piano et dansant un petit Walser.«

⁵⁵ OMt Kastmann an die Familie, 10. und 17.2.1915 sowie 15.4.1915.

Wie schon bei den Beschreibungen der Kriegszerstörungen im Land äußerten die Turner auch ihr Entsetzen und Mitleid beim Anblick von Flüchtlingen und hungernden Menschen. Sie zeigten damit den Adressaten ihre Empathie für die leidende Bevölkerung. Als einziger sprach Tiemann dabei die Ursachen des Leids an und beschuldigte implizit den Gegner, dieses durch unterschiedsloses Artilleriefeuer verursacht zu haben:

»Die Stadt ist nicht hässlich, aber die Bewohner ausgehungert. Alle Bäckerläden sind gesperrt. Wir Soldaten haben ja nicht allzu viel zu essen, die Bewohner aber erst recht nicht.« (O. Weidehaas) – »Die Belgier haben hier nach ihren Erzählungen schon tüchtig Hunger gelitten, jetzt bekommen sie aber gut zu essen.« (K. Hüllmann) – »Alle Straßen mit Flüchtlingen bedeckt. Sie dürfen nur 25 kg mitnehmen, alles andere bleibt in den Häusern und wird kaputtgeschossen. Ein fürchterliches Elend! Jeden Tag schießt der Engl. in dieses Nest, u. jedesmal gibt's Tote u. Verwundete. Die Leute können nachts nicht ruhig schlafen. Wir sind's ja gewöhnt. Jetzt müssen sie den Ort räumen.« (Tiemann) – »Zahlreiche Neugierige standen in dieser Straße und gafften, die übrigen Straßen waren sonst fast ganz leer, da viele Leute geflohen waren und jetzt in ihre Dörfer vor Antwerpen zurückkehrten, manchmal ein trauriger Anblick.« (Kastmann)⁵⁶

Herzog erwähnte außerdem, dass er und seine Kameraden versucht hätten, der Bevölkerung nach Möglichkeit zu helfen:

»Oh, dieses Elend! Weinende Frauen und Kinder, die vor ihren zertrümmerten Häusern stehen und hungern und frieren. Wir suchen ihr Elend zu steuern, verteilen warmes Essen und Brot, den Kindern Schokolade und ernten Tränen des Dankes und manch süßes und unschuldiges Kinderlachen⁵⁷.«

Weniger Rücksicht auf die Bevölkerung spiegeln jedoch die Schreiben der Turner wider, in denen sie davon berichteten, wie sie sich den Inhalt verlassener Häuser auf dem Vormarsch von 1914, aber auch zu späterem Zeitpunkt angeeignet hätten:

»Unsere Feldküche liefert uns zwar regelmäßige Kaffee und ein warmes Mittag – bei dem kriegsarken Hunger genügt das nicht. Wenn die Bewohner noch da sind, wird von ihnen gekauft; meistens verlassen sie aber sehr dummerweise ihre Häuser, dann wird natürlich alles so genommen.« (O. Weidehaas) – »Das Leben ist hier herrlich, da aus den verlassenen Häusern Lebensmittel aller Art requiriert werden. Heute morgen hat's zum erstenmal gereicht.« (W. Müller) – »Es kam uns doch

⁵⁶ O. Weidehaas, 31.8.1914, KTB, S. 28; San K. Hüllmann, 11.2.1915; Lt Tiemann, 18.4.1917; ArtMt Kastmann an die Eltern, 17.10.1914; vgl. auch Lt Tiemann, [März 1917].

⁵⁷ VzFw Herzog an W. Weidehaas, 3.11.1914, KTB, S. 60; vgl. auch 10.12.[1914].

eigentümlich vor, so ungehindert als junger Krieger ein fremdes Haus zu betreten, und wagten wir kaum mit unsern Langschäftigen den Salon und Speisesaal zu betreten, da alles so elegant eingerichtet war. Wir mochten erst kaum etwas anfassen, denn es lag und stand noch alles in größter Ordnung, wie es von der Inhaberin verlassen war. Schließlich durchsuchten wir Speisekammer und Küche, wo wir aber leider nicht viel vorfanden.« (Lewens)⁵⁸

Dass ein Unrechtsbewusstsein bei den Verfassern bestand, zeigt die Verwendung des offiziellen Begriffs »requirieren«, da hierdurch diese Handlungen offenbar als weniger illegal erscheinen sollten. Ausdrücklich reflektierten jedoch nur Hans Herzog und Hermann Hüllmann die mit den Plünderungen verbundenen moralischen Probleme und bewiesen den Adressaten damit wieder ihr Mitgefühl für die Opfer der »Requirierungen«. Gleichzeitig präsentierten sie Rechtfertigungen ihres Handelns:

»In den Trümmern von Dixmuiden ist noch viel zu finden. So habe ich ein Künstleratelier entdeckt und mir ein Ölgemälde, darstellend das Nonnenkloster, in dessen Keller wir einquartiert waren, angeeignet und in meine Kiste gepackt. Eigentlich ist es ein Raub! Ich dachte mir aber: Soll es der Vernichtung durch Regen und Trümmer preisgegeben werden? Halb war es schon unter Steinblöcken begraben, und Nachteil wird der Künstler wohl kaum dadurch haben. So habe ich wenigstens eine dauernde Erinnerung an diesen Kriegsabschnitt.« (Herzog) – »Ihr könnt froh sein, dass es dort nichts zu »besorgen« gibt, denn wenn man es auch mitmacht, so bedaure ich die Leute, denen etwas »abbesorgt« wird, recht gründlich und freue mich immer wieder, dass wir den Krieg in Feindesland führen, und möge es Gott verhüten, dass wir gezwungen werden, uns einmal so weit zurückzuziehen, dass wir vor Friedensschluss wieder in unser Vaterland kommen.« – »Augenblicklich haben sie [die Bewohner] allerdings schwer unter uns zu leiden, da sie uns verpflegen müssen, aber trotzdem sind die Leute ganz freundlich zu uns, da wir unsere Privateinkäufe ja auch alle mit klingender Münze bezahlen.« (H. Hüllmann)⁵⁹

In einem anderen Brief schilderte Hermann Hüllmann allerdings eher nüchtern bis hämisch, wie er sich auf Kosten lokaler Kaufleute bzw. der belgischen Kommunalverwaltung nützliche Gegenstände angeeignet habe. Dabei seien ihm die Bestimmungen der deutschen Besatzungsbehörden dienlich gewesen:

⁵⁸ O. Weidehaas an die Familie, 27.8.1914, KTB, S. 27; Gefr W. Müller an die Schwester, 11.10.1914, KTB, S. 71; Jg Lewens an die Mutter, 17.10.1914, KTB, S. 66; vgl. auch OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 13.3.1915.

⁵⁹ VzFw Herzog, 6.12.[1914]; H. Hüllmann, 20.12.1914; OArt H. Hüllmann, 19.1.1915; vgl. auch VzFw Herzog, 25.11.1914, KTB, S. 81, und 12.12.[1914].

»Das Einkaufen oder *dienstlich* Requirieren geht wie folgt vor sich: Ich gehe auf die Kompanieschreibstube und lasse mir einen Schein über diejenigen Sachen ausstellen, die ich holen will. Dieser Schein wird von der Kommandantur und dem Bürgermeister gestempelt und dann gehe ich in den Laden, um mit diesem Schein zu »kaufen«. Finde ich irgend etwas Besonderes, so wird es einfach auf dem Schein hinzugefügt und ich nehme den ganzen Schwindel mit nach Haus. Bezahlen muss später die Stadt Heyst, wenn sie Geld hat. Ein besonders freundliches Gesicht machte das kleine Mädchen nicht, als ich mit dem Requisitionsschein ankam, aber das hilft alles nichts, herausgeben musste sie es doch⁶⁰.«

Zwei weitere Briefe beschrieben Handlungen der deutschen Besatzer, mit denen der Bevölkerung offenbar deutlich gemacht werden sollte, wer das Sagen habe. So erwähnte Weitzenbauer einen Vorfall – der jedoch entgegen der Weisungen der militärischen Führung erfolgt sei –, bei dem deutsche Soldaten ihre Waffen drohend gegen Zivilisten gerichtet hätten. Er schwächte den für diese Menschen beängstigenden Charakter der Tat jedoch dadurch ab, dass er ihre »ulkigen« Züge betonte:

»Folgender Vorfall wäre für den Riegenbericht vielleicht sehr ulkig: Nachdem am Heiligabend um 10 h Zapfenstreich war, musste auch die Mannschaft unserer Landungsabwehrbatterie (zwei 6-cm-Bootskanonen) ihre Zecherei abbrechen. Da ihr Durst jedoch noch längst nicht gestillt war, wickst sie Zapfen u. geht nach Duinbergen, wo die Leute vor einer Kneipe Bier verlangen. Der Wirt weigert sich. Die Leute kehren kurz entschlossen um, holen eine ihrer Bootskanonen mit Munition, protzen vor der Kneipe ab und drohen, den ganzen Kram in Klumpatsch zu schießen. So geängstigt schenkt der Wirt Bier aus und die schöne Kanone steht einsam in der Nacht vorm Haus. Hofftl. hat diese eigentlich ganz famose Sache keine allzu ernsten Folgen für die Beteiligten⁶¹.«

Walter Müller hingegen schrieb deutlich erfreut über Maßnahmen der deutschen Besatzungsverwaltung gegen die Bewohner einer Stadt, die es den Deutschen gegenüber an Respekt hätten mangeln lassen. Dabei bezeichnete er selbst härtere »erzieherische« Strafen als zulässig:

»Die deutsche Verwaltung greift zum Wohl aller bis ins Leben des Einzelnen hinein. Menen ist vorwiegend vlämische Stadt. Die Bevölkerung ist mit der deutschen Regierung ganz zufrieden. Anders die wallonische Bevölkerung und die Einwohner des Ortes Halluin. Halluin und Menen grenzen zusammen wie Hamburg/Altona. Mitten zwischen beiden geht die französische Grenze, die hier durch einen Stacheldrahtzaun geschützt ist. Es muss wirklich der eine, der Vlam, für den anderen, den Wallonen, leiden. So war ein Befehl angeschlagen, dass wegen ungebührlichen Be-

⁶⁰ OArt H. Hüllmann, 7.1.1915 (Hervorhebung im Original).

⁶¹ OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 26.12.1915.

nehmens der Bevölkerung bei einem Soldatenbegräbnis die Bevölkerung drei Tage lang um 6 Uhr im Hause sein musste. Weiter war befohlen: »Ich erwarte, dass die Bevölkerung in Zukunft bei Soldatenbegräbnissen eine würdigere Haltung einnimmt, insbesondere haben sämtliche männlichen Personen beim Vorüberkommen des Sarges den Hut abzunehmen.« Diesem Befehl ist aber anscheinend nicht Folge geleistet worden, denn Kameraden, die einige Tage später in Menen waren, erzählten, dass in Haluin sämtliche Bewohner (von 8 – 9 Uhr morgens ausgenommen) drei Tage in den Häusern bleiben und sämtliche Fensterläden geschlossen werden mussten. Sie hatten drei Tage Dunkelarrest; so werden Kinder erzogen. Sobald sie nur merken, dass die deutsche Regierung Ernst macht und auch die Macht dazu hat, dann geben sie sich. Mit Samthandschuhen dürfen die in solch einem Fall nicht angefasst werden⁶².«

Deutlich wird an seiner Schilderung erneut die Einteilung der belgischen Bevölkerung in »gute« Flamen und potenziell »schlechte« Wallonen, wie sie auch durch die deutsche Verwaltung vorgenommen wurde⁶³. So seien es wieder die wallonischen Bewohner gewesen, die sich den Deutschen gegenüber negativ verhalten hätten, während die flämische Bevölkerung in diesem Sinne offenbar eher positiv zu bewerten war.

Die Berichte der Turner über »Requirierungen« und Zwangsmaßnahmen der Besatzungsverwaltung heben sich von dem ansonsten gezeichneten harmonischen Bild deutlich ab und verweisen darauf, dass sich diese Zeit für den Großteil der Bewohner der besetzten Gebiete äußerst restriktiv gestaltete. So musste die Bevölkerung in den besetzten Gebieten oft hohe Abgaben leisten, kriegswichtige Rohstoffe abliefern, Soldaten einquartieren und war in ihrer Bewegungsfreiheit durch entsprechende Verordnungen eingeschränkt oder wurde gar deportiert⁶⁴. Dies schließt freilich nicht aus, dass es häufig zu den beschriebenen freundschaftlichen Beziehungen zwischen einzelnen Besatzern und Besetzten kam. Gerade im Verhältnis von Quartierwirten und Einquartierten scheinen die nationalen Unterschiede im täglichen Miteinander oft irrelevant geworden sein. Gleichzeitig wurden auf dieser Ebene des persönlichen Umgangs die bürokratischen Anordnungen der Besatzungsverwaltung sicherlich nicht grundsätzlich den individuellen Soldaten zugerechnet. Auch sind die in einer Regimentsgeschichte hervorgehobenen Tauschbeziehungen zu beiderseitigem Vorteil durchaus denkbar. Demnach hätten die

⁶² Uffz W. Müller, 29.6.1916, 16. Riegenbericht, S. 5.

⁶³ Majerus, Von Falkenhausen zu Falkenhausen, S. 137.

⁶⁴ Derez, *The Experience of Occupation*, S. 518–521; Atack, *The Experience of Occupation*, S. 535–540; Becker, *Deutsche Besatzungsherrschaft*, S. 54 f.

Deutschen bei ausreichenden Nahrungsbeständen Lebensmittel an ihre Quartierwirte abgegeben und von diesen bei Gelegenheit Teile ihrer durch internationale Helfer bereitgestellten Versorgung erhalten⁶⁵.

Als Fazit kann gelten, dass die Turner nach anfänglichem, durch angebliche Franktireure hervorgerufenem Misstrauen ein fast ausnahmslos positives Bild der französischen und belgischen Bevölkerung zeichneten. Geringe Differenzierungen ergaben sich aus der kulturellen Nähe, etwa einer ähnlichen Sprache, geteilten Reinlichkeitsvorstellungen⁶⁶ oder vergleichbaren Bräuchen. In diesem Sinne wiesen die Flamen eine sehr große Übereinstimmung auf. Gleichzeitig wurde der Umgang mit Zivilisten im Allgemeinen und jungen Frauen im Besonderen als willkommene Abwechslung zum von Männern dominierten Militäralltag gewertet. Dadurch, dass sie die Bevölkerung in Feindesland als generell friedlich und kooperativ, schlimmstenfalls als durch die politische Führung »aufgehetzt« darstellten, delegierten die Turner die Gegnerschaft im Weltkrieg auf die politische Ebene. Letztlich zeigt sich in den Darstellungen das Bedürfnis, den Adressaten in der Heimat ein harmonisches Miteinander und wohlütiges eigenes Verhalten zu schildern, das möglichst noch durch persönliche Zeugnisse der Bewohner bestätigt werden sollte. Ihre Grenzen fanden solche Deutungen bei der Beschreibung der eigenen materiellen Not oder gar Lebensbedrohung bzw. wenn sich die Bevölkerung im Allgemeinen gegen die Besatzer auflehnte. In diesen Fällen galt es als zulässig, das Eigentum der Bevölkerung wegzunehmen und diese bei Widerspenstigkeit zu disziplinieren, zu deportieren oder gar im schlimmsten Fall zu töten. In letzteren beiden Fällen wurde jedoch eine feste Legitimationsgrundlage als notwendig angesehen, die in der Abwehr von Bedrohungen des eigenen Lebens oder fehlenden Wahlmöglichkeiten lag.

b) Russen, Polen und Juden

Einen deutlich anderen Charakter als die in Belgien und Frankreich verfassten Schreiben hatten die von den in Osteuropa und Russland eingesetzten fünf Turnern. Diesen Soldaten boten »Land und Leute« demnach weniger Vertrautes als in Westeuropa. So waren sich alle, die dort ihren Dienst versahen, einig über den vormodernen und primitiven Charakter Russlands:

⁶⁵ Hanseaten im Kampf, S. 280.

⁶⁶ Siehe hierzu unten, S. 210.

»Ich bin nicht imstande, Dir die Gefühle zu schildern, welche mich beim Betrachten der schönen deutschen Heimat überkamen, die sauberen Fluren, die wohlgepflegten Chausseen, schöne Häuser mit [unleserlich] im Gegensatz zu den rus. Dreckstraßen u. dem Strohfutter voll von Ungeziefer.« (Somogyvár) – »Gruß aus dem Moor und Schlamm[unleserlich] Russlands.« (Herzog) – »Kennt ihr den im Helme [Fotopostkarte mit eigenem Bild]? Er ist jetzt freilich nur noch die Hälfte in dem Hungerkurlande ›lausiges Russland‹. In dieser Beziehung ist's doch in Frankreich besser.« (Fuchs)⁶⁷

Tiemann ging noch näher auf seine dortigen Lebensumstände ein. Demnach hätten ihn vor allem die Enge der bäuerlichen Behausungen mit Großfamilie und Vieh im gleichen Raum und die vollkommen anderen Hygienevorstellungen abgestoßen:

»Dolle Zustände hier, weißt Du, wie hier ein Balg gewaschen wird, der sich ›bemalt‹ hat? Kehrseite nach oben, Taschentuch raus und feste Spucke auf den kl. Balg, dann nachpoliert und mit dem dreckigen Lappen wischt sich dann die Olle noch ihr verrunzeltes Gesicht!! Und bei sowas schläft man in d. Stube, deren Inhalt dreimal aus 3 Weibern und 7 (sieben) lebendigen Kindern besteht, sowie einigen Katzen, Hunden und Hühnern. Da schlaf du mal drinnen wenn du sowieso schon nicht weißt, wohin vor Hitze, Schmutz und kleinen Russen⁶⁸.«

Derartigen Verhältnissen stellten Tiemann und Somogyvár von den Deutschen herbeigeführte Verbesserungen der Behausungen, Infrastruktur und Lebensmittelversorgung gegenüber, die der Zivilbevölkerung nun zugutekämen:

»Das Dorf hat sich, seitdem die Deutschen hier sind, zu seinem Vorteil verändert. Jede Hütte hat seinen Vor- und Hintergarten und eine hübsche Laube erhalten. Alles für die Einwohner! Sind tadellos. Brunnen sind gegraben usw.« (Tiemann) – »Dieses alles zu kontrollieren, dann die Ernährung der vielen Mittellosen, für dieselben haben wir 3 Bäckereien u. eine Mühle in Betrieb, das Personal stellt wieder unser Militär, so behandeln wir Barbaren die feindliche Bevölkerung. Ob die Russen es in Ostpreußen auch so gemacht haben? Ich sage Dir nein! Sie haben da gehaust wie die Räuber. Wie wir dort während der Masurenschlacht vordrangen, haben die Einwohner mir Geschichten erzählt: Das Weinen haben wir alle bekommen.« (Somogyvár)⁶⁹

⁶⁷ Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 22.4.1915; Lt Herzog an W. Weidehaas, 2.1.1917; A. Fuchs an Erwin Weidehaas, 29.5.1915, 33 (Fuchs war offenbar ein Cousin von Waldemar Weidehaas); vgl. auch Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 9.11.1917.

⁶⁸ Gren Tiemann an W. Weidehaas, 27.6.1915.

⁶⁹ Gren Tiemann an W. Weidehaas, 14.5.1915; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 24.4.1915.

Konfrontiert mit unzureichender Infrastruktur, einem – verglichen mit Deutschland – sehr niedrigen Lebensstandard der Bevölkerung, allgegenwärtigem »Schmutz« und ungewohnten Bräuchen schilderten die Turner, wie sie in Osteuropa und Russland einen Kulturschock erlitten hätten. Damit lassen sich ihre Aussagen einem offenbar übergreifenden Deutungsmuster deutscher Soldaten zuordnen. Nicht anders als die Masse ihrer Landsleute an der Ostfront kontrastierten sie das von ihnen Erlebte mit der »kulturellen Überlegenheit« Deutschlands, die sich etwa in »Sauberkeit und Ordnung« spiegelte und von der die Völker der besetzten Länder profitieren könnten⁷⁰. So führte auch Paul Somogyvár die deutsche Hilfe explizit als Abwehr gegen den von der gegnerischen Propaganda vorgebrachten Barbarenvorwurf an. Die Turner konnten sich dabei am »Kulturprogramm« der deutschen Besatzungsverwaltung orientieren, die sich nicht nur daran machte, die Infrastruktur zu verbessern und den Großteil der Bevölkerung (zwangsweise) durchzuimpfen, sondern auch versuchte, deren »kulturelles Niveau« beginnend mit »anspruchsvollen« Theatervorstellungen in der Landessprache bis hin zur wissenschaftlichen Erforschung ihrer eigenen Geschichte zu »heben«. Neben der moralischen Mission, die mit diesem Vorgehen von einigen Zeitgenossen verbunden wurde, sollten solche Maßnahmen auch dazu führen, dass sich die Bewohner der besetzten Gebiete Deutschland verbunden fühlten. Nicht zuletzt diente eine derartige »Erschließung« Osteuropas und Russlands auch der wirtschaftlichen Ausbeutung und bot den in der Militärführung eingesetzten Offizieren die Möglichkeit, sozialtechnologische Vorstellungen in die Tat umzusetzen⁷¹.

Neben der Überheblichkeit dieser kulturmissionarischen Haltung zeigte sich jedoch – im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg –, dass die Bevölkerung trotz allem nicht entmenslicht wurde. Dementsprechend äußerten einige Turner, die mit dem Leid der Zivilisten konfrontiert wurden, ihr Mitgefühl:

»Die [polnischen] Einwohner, über deren Grund und Boden der Krieg hinwegfegt, sind wirklich zu bedauern.« (Somogyvár) – »Das [an der Ostfront als Quartier dienende und durch Unfall] brennende Dorf, bei

⁷⁰ Hoeres, Die Slawen, S. 187 f.; Volkmann, Der Ostkrieg, S. 276; Latzel, Deutsche Soldaten, S. 166–171, 178 f.; Reimann, Der große Krieg, S. 211 f., 215–218; vgl. auch die Beispiele bei Rübsam, Soldatische Erfahrung, S. 68–71.

⁷¹ Liulevicius, Kriegsland im Osten, S. 111–115, 138–188.

Nachtzeit, bot ein wunderbares Schauspiel, aber die arme Bevölkerung, der alles umgekommen ist, ist zu bedauern.« (Rückert)⁷²

Bei einer anderen Gelegenheit berichtete Somogyvár hingegen ganz offen davon, sich der Lebensmittel russischer Zivilisten bemächtigt zu haben. Allerdings betrachtete er es gleichzeitig als notwendig, diese Tat durch die angeblich noch viel schlimmeren Vergehen der Russen in Ostpreußen zu rechtfertigten:

»Die Leute hier sind nicht so arm, sie haben nur alles vergraben. Gestern haben wir ganze Seiten Speck ausgegraben & den Russen unter die Nase gehalten. Sie hatten nämlich vorher mit den Achseln gezuckt, womit sie bekunden wollten, dass sie nichts hätten. Man behandelt die Leute viel zu anständig, wenn man nach unserm armen Ostpreußen hinschaut⁷³.«

Bei der Bewertung der einzelnen Volksgruppen zeigten sich deutliche Unterschiede. So war die polnische Bevölkerung für Tiemann bloß »dreckig«, während Somogyvár in ihnen »bescheidene und fromme« Ackerbauern sah, die froh wären, unter deutsche Herrschaft zu kommen. Einig waren sich beide wiederum in der negativen Bewertung der osteuropäischen Juden. Für Tiemann waren sie ebenfalls »dreckig« und für Somogyvár, der aufgrund seines Dienstes in der Besatzungsverwaltung offenbar auf jüdische Kaufleute angewiesen war, habgierige und verschlagene Händler:

»[...] hier in R[ussland] das alte Bild: alles, Pollacken und Juden wetteifernd wer am dreckigsten ist.« (Tiemann) – »Die Einwohner hier sind sehr harmlos, alles Polen, die froh sind unter deutscher Herrschaft zu stehen.« – »Das sind also Polen und Juden. Die ersteren, dieses bescheidene und fromme Volk, hat sich nur von der Landwirtschaft ernährt und ist auch größtenteils aus dem Operationsgebiet hier zusammengeströmt; die letzteren, diese frechen und sich vordrängenden Juden leben natürlich nur vom Handel. Keine Lüge und List lassen sie unversucht, um ihren Zweck zu erreichen und dabei fangen sie es so schlau an, dass man sie selten fassen kann⁷⁴.« (Somogyvár)

Eine fast identische Charakterisierung dieser beiden Bevölkerungsgruppen, die den Juden als Händlern negative und den Polen aufgrund ihres Gehorsams gegenüber der deutschen Militärverwaltung positivere Eigenschaften zuschrieb, findet sich auch in der Regimentsgeschichte von Tiemanns Verband. Ebenso werden beide Gruppen dort als »dreckig« bezeichnet:

⁷² Uffz Somogyvár, 24.4.1915; Uffz Rückert an W. Weidehaas, 4.7.1917.

⁷³ Uffz Somogyvár an die Familie, 26.2.1915; vgl. auch Uffz Somogyvár an die Familie, 24.2.1915.

⁷⁴ Gren Tiemann an W. Weidehaas, 27.6.1915; Uffz Somogyvár an die Familie, 3.3.1915; Uffz Somogyvár, 24.4.1915.

»Die polnische Bevölkerung indolent, dreckig, aber im Großen und Ganzen gutmütig. Die Juden, die die Hauptbevölkerung der Städte stellen, aufdringlich, frech, verschlagen und noch schmutziger als der Pole [...] Die Polen arbeiteten willig, die Juden versuchten sich auf jede erdenkliche Weise der ungewohnten Tätigkeit zu entziehen⁷⁵.«

Die offenbar weitreichende Verbreitung dieser negativen Deutungen der jüdischen Bevölkerung, die sich auch in anderen Feldpostauswertungen finden lassen⁷⁶, muss erklärt werden. Eine wichtige Ursache hierfür waren sicherlich die Geschehnisse, wie sie von den Soldaten vor Ort erlebt wurden. So versuchten gerade Juden offenbar tatsächlich häufiger als andere, sich Arbeitsdiensten zu entziehen. Der Grund hierfür lag allerdings eher darin, dass sich diese für sie aufgrund der Missachtung des Sabbat, jüdischer Speisegesetze und der Zusammenpferchung mit anderen Bevölkerungsgruppen besonders repressiv gestalteten. Da Juden im Zarenreich keine landwirtschaftliche Tätigkeit erlaubt war, siedelten sie sich zwangsläufig in den Städten an und nutzten die dortigen Erwerbsmöglichkeiten – was unter vorindustriellen Bedingungen meist auf kaufmännische Berufe hinauslief. Nach dem weitgehenden Zusammenbruch des Wirtschaftssystems im Zuge des Weltkriegs verringerte sich selbst diese Einnahmequelle. Die infolgedessen noch verstärkte Armut verschlimmerte wiederum die schlechten hygienischen Zustände in den Städten⁷⁷. Ohne Zweifel werden viele deutsche Soldaten, um sich diese vorgefundene Situation erklären zu können, auf bereits internalisierte Stereotype zurückgegriffen haben. So äußerte sich Somogyvár in einem weiteren Schreiben, einen damals gebräuchlichen pejorativen Begriff benutzend, abfällig über die hohen Preise der »russ. Schacherjuden«⁷⁸.

Ob aus diesen Deutungen auf eine generell antisemitische Haltung geschlossen werden kann, ist allerdings fraglich. So scheint es keine Spannungen zwischen den beiden erwähnten Turnern und den jüdischen Riegenmitgliedern gegeben zu haben – Tiemann und Adolf Chassel waren offenbar sogar eher eng befreundet⁷⁹. Auch fielen

⁷⁵ Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 43.

⁷⁶ Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 167; Reimann, *Der große Krieg*, S. 212 f.; »Man kann sagen«, S. 115 f.; Rübsam, *Soldatische Erfahrung*, S. 72.

⁷⁷ Schuster, *Zwischen allen Fronten*, S. 297–301, 309–316.

⁷⁸ Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 22.4.1915.

⁷⁹ Vgl. die Ankündigung Adolf Chassels, Tiemann im Lazarett besuchen zu wollen, und dessen Frage nach seiner neuesten Postadresse: A. Chassel an W. Weidehaas, 26.9. und 27.10.1915. Vgl. auch die positiven Äußerungen des Bruders Max Chassel über Tiemann (Inf M. Chassel an W. Weidehaas, 23.3.

sonst aus keinem anderen Anlass antisemitische Bemerkungen. Entsprechende Deutungsangebote scheinen im Umfeld der Turner zudem eher selten gewesen zu sein. Dies trifft etwa auf das Vereinsblatt der HT 16 zu, in dem dafür aber in einer Verlautbarung über eine gemeinsame patriotische Veranstaltung mit weiteren Turnvereinen – darunter der »Jüdische Turnverein von 1902« – berichtet wurde⁸⁰. Ebenso waren die Publikationen des lebensreformerisch und völkisch ausgerichteten »Deutsche Vortrupp-Bunds«, dem mehrere Riegenmitglieder angehörten, nicht antisemitisch geprägt. Vielmehr fanden sich hier sogar explizit gegen eine solche Agitation gerichtete Deutungen, wodurch insbesondere eine Abgrenzung zum Alldeutschen Verband erreicht werden sollte. Der Mitbegründer des Vortrups, Hermann Popert, hatte selbst Vorfahren jüdischen Glaubens, sprach sich jedoch gegen »Durchmischung« mit osteuropäischen Juden aus⁸¹. Wie sich auch an anderen Feldpostuntersuchungen gezeigt hat, sollten negative Aussagen über die überwiegend orthodoxen Juden Osteuropas und Russlands also nicht mit einer generell antisemitischen Einstellung der Briefeschreiber verwechselt werden⁸². Ein Beleg hierfür sind nicht zuletzt die ebenfalls abschätzigen Äußerungen deutscher Soldaten jüdischen Glaubens über die von ihnen betroffenen Juden. So hieß es u.a. bei einem Sanitätssoldaten, der in Polen für die Einhaltung von Hygienevorschriften auch bei der Bevölkerung zuständig war:

»Selbstverständlich findet sich die vorschriftsmäßige Reinlichkeit nicht bei allen und ich muss leider sagen, unsere Glaubensgenossen sind hier in Punkto: Sauberkeit die Schlimmsten. Manchmal geradezu fürchterlich⁸³.«

Zudem haben andere Untersuchungen gezeigt, dass negative Wertungen der »Ostjuden« keineswegs unangefochten dominierten. Vielmehr

und 24.8.1915) und über Somogyvár (Inf M. Chassel an W. Weidehaas, 3.6.1915).

⁸⁰ Nagelung des »Eisernen Michael«, S. 77 f.

⁸¹ Ehlert, Hermann Martin Popert, S. 64–67.

⁸² Molthagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 397, findet in der von ihm untersuchten Feldpost Hamburger Bürger nur zwei Äußerungen, die antisemitisch erscheinen. Einer der Verf. beklagte dabei die Aufstellung eines angeblich orthodoxen Juden zur Hamburger Senatswahl.

⁸³ Feldpostbriefe jüdischer Soldaten, Dok. 149a–149b RS; vgl. ähnlich ebd., Dok. 138a–138b RS, 352a–352h, sowie über das unter den dortigen Juden verbreitete Elend 144a–144b RS, 276a–276b RS, 709 RS. Ebenfalls diese Interpretation mit Bezug auf die gleichen Quellen, jedoch nicht alle beachtend, Rübsam, Soldatische Erfahrung, S. 73.

finden sich ebenso positive Zuschreibungen, die etwa im Kontext einer durch das Jiddische erleichterten Verständigungsmöglichkeit, kulturell größerer Nähe und grundsätzlicher Kooperationsbereitschaft der zur Zarenzeit unterdrückten Juden erfolgten⁸⁴.

Den wenigen Beschreibungen der an der Ostfront eingesetzten Turner zufolge wirkte die dortige Bevölkerung befremdlich auf sie. Noch deutlich stärker als in Frankreich bündelte sich dieses Gefühl in der Wahrnehmung von allgegenwärtigem »Schmutz«. Um verstehen zu können, warum gerade »Reinlichkeit« bei der Bewertung der Bevölkerung offenbar eine größere Rolle spielte, muss die Entstehungsgeschichte dieser Vorstellung betrachtet werden. Erhellend ist hierbei, dass die Entwicklung des modernen Sauberkeitsgedankens mit der Konstituierung des Bürgertums seit dem 18. Jahrhundert und dessen Abgrenzung gegenüber anderen Bevölkerungsschichten einherging. Parallel zum Aufstieg der Wissenschaft verbanden sich diese Vorstellungen, in denen sich über die konfessionelle und nationale Zugehörigkeit hinaus bürgerliche Werthaltungen bündelten, mit der Gesundheitspflege und mündeten im Hygienebegriff⁸⁵. Die geringe Eindringtiefe des Hygienediskurses in den ländlichen Regionen Osteuropas und Russlands zeigte den deutschen Soldaten damit die Vormodernität dieser Regionen. Moderne »Sauberkeit« war insgesamt jedoch bloß das – neben der Sprache – augenfälligste Merkmal der Andersartigkeit. Deutlich abgeschwächt galt dies auch für die Regionen Frankreichs, in denen sich die Turner aufhielten. Diese waren offenbar ebenfalls noch traditionell geprägt, wenn auch in geringerem Ausmaß. Gleichzeitig war hier eine verbale Verständigung zwar nicht gut, aber doch mit den eigenen Brocken Schulfranzösisch deutlich besser möglich. Offenbar waren die Stationierungsorte der Turner im dicht besiedelten Belgien bereits stärker vom modernen Hygienediskurs erfasst worden, ebenso fiel hier die Kommunikation durch das wohlbekannte Plattdeutsche am leichtesten. In der Diskussion um »Sauberkeit« zeigt sich also die kulturelle, weniger die nationale Gemeinsamkeit, wie sie von der Masse der bürgerlichen Soldaten empfunden wurde und nach dem Grad ihrer Abweichung als Bewertungsgrundlage der jeweiligen Bevölkerung diente. Untermauert wird

⁸⁴ Vgl. die Feldpostuntersuchungen von Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 167, und Reimann, *Der große Krieg*, S. 212 f., sowie Ziemann, *German Soldiers*, S. 263, der allerdings annimmt, das von ihm präsentierte Beispiel sei eine Ausnahme. Vgl. ferner Hoeres, *Die Slawen*, S. 192; Volkmann, *Der Ostkrieg*, S. 279–281.

⁸⁵ Frey, *Der reinliche Bürger*, S. 327–331.

diese These durch das Ergebnis einer anderen Studie, nach der in gleicher Weise britische Soldaten aus den städtischen Mittelschichten über ›Schmutz‹ im verbündeten Frankreich klagten⁸⁶.

2. Kampf der Nationen?

Nach der Charakterisierung der gegnerischen Soldaten und Bevölkerung durch die Turner stellt sich die Frage nach übergeordneten Feindkonfigurationen auf nationaler Ebene: Schrieben sie den gegen Deutschland Krieg führenden Staaten Eigenschaften zu, aus denen sich eine grundsätzliche Feindschaft zur deutschen Nation ableiten ließ⁸⁷? Hierzu muss konstatiert werden, dass national geprägte Deutungen in den Mitteilungen der Turner generell relativ selten vorkamen. In erster Linie wird dies darauf zurückzuführen sein, dass sie nicht auf selbst erlebten Ereignissen gründeten, die zudem abstrakter und schwerer zu beschreiben waren. Wurde dennoch thematisiert, welche Nation der Urheber des Krieges gegen Deutschland sei, so war einhellig von ›England‹ die Rede:

»Hoffentlich wird die Blockade den Krieg mit England verkürzen. Die Bande verspürt den Krieg jetzt bald am eigenen Leibe und Geldbeutel, und das ist die Hauptsache, da wir sonst nie zu Ende kommen⁸⁸.« (H. Hüllmann) – »Meinetwegen kann der Urlaub auch ruhig ausbleiben, wenn wir dafür mit dem ganzen Krieg bald Schluss machen [...] Die Engländer werden auch schon einsehen, dass sie ihr Ziel nicht erreichen werden⁸⁹.« (Mensch) – »Wenn jetzt die Engländer noch nicht einsehen werden, dass alles für sie verloren ist, dann könnte man die Leute nur für verrückt erklären⁹⁰.« (A. Chassel)

Die Motive Frankreichs wurden überhaupt nicht thematisiert, während Russland als durch die Entente ferngelenkte Macht erschien:

»Vielleicht werden die jetzigen Erfolge in Galizien & Buckowina doch den Russen die Augen ganz öffnen, wer ihr wirklicher Feind ist.« (A. Chassel) – »Lemberg ist hoffentlich auch bald wieder in unserem Besitz: Sollten die Russen da nicht bald einsehen, dass sie doch eigentlich von

⁸⁶ Molthagen, *Das Ende der Bürgerlichkeit?*, S. 204. Aufschlussreich wäre in diesem Zusammenhang eine systematische Untersuchung der Deutungen der Bevölkerung in den besetzten Gebieten durch deutsche Soldaten aus ländlichen Heimatgebieten.

⁸⁷ Vgl. Jeismann, *Das Vaterland der Feinde*; Müller, *Die Nation als Waffe*, S. 113–123.

⁸⁸ OMt H. Hüllmann, 13.2.1915.

⁸⁹ Lt Mensch an W. Weidehaas, 27.11.1915.

⁹⁰ Kpml A. Chassel an W. Weidehaas, 25.3.1918.

vorne anfangen müssen? Müssen sie da nicht sagen, dass sie in den 10 Monaten, die der Krieg nun dauert, doch nur die Angeführten der Engländer und Franzosen sind?» (Somogyvár)⁹¹

Diesem über den gesamten Krieg konstanten Bild zufolge war Großbritannien nicht nur die Macht, die den Krieg verursacht hatte, sondern auch diejenige, die ihn am Leben erhielt. Dementsprechend äußerten einige Turner auch ihren persönlichen Hass gegenüber England, wobei diese Aussagen auf die ersten Monate des Krieges beschränkt blieben:

»Den Wunsch nach Frieden haben wir ebenso sehnlich wie ihr daheim, aber – das hörst Du überall – nicht eher als bis England gedemütigt ist.« (W. Müller) – »Ich höre immer »Frieden? Krötchen, Gott strafe England!« (Stübe)⁹²

Eine hämische Freude verbanden dabei einige von ihnen mit der Hoffnung, dass Großbritannien durch deutsche U-Boote abgeschnitten werden könnte und die britische Bevölkerung hungern müsse. Offenbar sollte dies als Vergeltung für die tatsächlich über Deutschland verhängte Blockade gelten:

»Auf unsere U-Boote können wir wahrhaftig stolz sein, nun muss John Bull hoffentlich auch bald hungern und das kräftig!⁹³« (K. Hüllmann) – »Wenn die über England durchgeführte Blockade erst einmal durchgeführt ist, wird wohl bald so dicke Luft in England sein, dass sie bald das Kriegsspielen satt haben, ich bin nur gespannt was die Amerikaner sagen. Den Engländern gönne ich, dass sie erst einmal ordentlich hungern müssen. Ich hätte das Gesicht der Engländer wohl sehen mögen, als sie die Nachricht erhielten. Nun wird das Geschimpfe in den Zeitungen wohl wieder losgehen!⁹⁴« (H. Hüllmann)

Neben Großbritannien wurde nur noch Italien als Kriegsgegner näher thematisiert. Die Äußerungen geben dabei die Empörung der Verfasser über den »Verrat« Italiens wieder, das zuerst aus dem Dreibund ausgeschieden war und dann, mit Blick auf eine Annexion Südtirols, Österreich-Ungarn den Krieg erklärt hatte:

»Also Italien hat Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. Diese verfluchte Schweinebande, diese Halunken, kein Ausdruck ist scharf genug; sage mir mal mein lieber Waldi, wollen wir nicht das Wort »Morak« aus unserm

⁹¹ Gefr A. Chassel an W. Weidehaas, 28.7.1917; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 21.5.1915.

⁹² Uffz W. Müller, 17.12.1914; Kommentar Hans Stübes auf Schreiben OMt H. Hüllmann an die Riege, 15.3.1915; vgl. auch ErsRes H. Müller an die Riege, 30.1.1915; Schwencke an W. Weidehaas, 11.3.1915; Jg Lewens an die Mutter, 17.10.1914, KTB, S. 66. Vgl. hierzu ebenso Kap. II, S. 46.

⁹³ San K. Hüllmann, 11.2.1915.

⁹⁴ OMt H. Hüllmann, 8.2.1915.

Wörterverzeichnis streichen?» (Somogyvár) – »*Pfui Italien*. Mein Bruder aus Kopenhagen schreibt mir: Wer der größere Gentleman ist? Der Engländer oder Italiener? Der Hass + Wut ist hier grenzenlos, ich glaube die anderen Staaten werden bei unseren großen Erfolgen (in 7 Wochen 450 000 Gefangene) doch wohl sehen, dass mit uns jetzt nicht mehr zu spaßen ist.« (M. Chassel) – »Das edle Volk der Italiener wird uns ja nun auch in den Rücken fallen und auch wir Alten werden wohl noch für militärtauglich befunden werden. Jetzt, wo der Krieg schon so lange andauert, haben wir doch alle den Wunsch, möge derselbe doch endlich für uns siegreich ausfallen, und jetzt erst recht, und wollen wir hoffen, dass die letzten Feinde noch ihre wohlverdiente Strafe treffen möge; das walte Gott!« (A. Chassel)⁹⁵

Offenbar war die Empörung auch in diesem Fall vor allem daran gekoppelt, dass die Turner nun eine Verschlechterung ihrer persönlichen Situation annahmen – wie dies Adolf Chassel, der zu dieser Zeit seine Einberufung fürchtete, ausdrücklich schrieb. Italien war schließlich im Ersten Weltkrieg nicht die einzige Nation, die Deutschland im Nachhinein aus rein machtpolitischen Motiven den Krieg erklärte. Doch galten diese oft weit entfernten Länder wie Japan, Portugal und mehrere südamerikanische Staaten offenbar als zu unbedeutend, um den Kriegsverlauf zu verändern. Dies war im Falle Italiens, das nun gegen den geschwächten Bündnispartner Österreich-Ungarn eine weitere Front eröffnete, anders. Dementsprechend waren es die in der k.u.k. Armee dienenden Gebrüder Chassel sowie der an der Ostfront, wo Österreicher und Deutsche gemeinsam kämpften, eingesetzte Paul Somogyvár, die Italiens Entscheidung scharf verurteilten⁹⁶.

Mit Blick auf die Korrespondenz der Turner ergibt sich der sehr eindeutige Befund einer als herausragend gesehenen Feindschaft zu Großbritannien, wie sie auch von anderen Untersuchungen der Feldpost bürgerlicher Soldaten bestätigt wird⁹⁷. Dies leitet zur Frage nach den Gründen dafür über. Dabei fällt zunächst auf, dass diese Sicht mit derjenigen von vielen Intellektuellen, überwiegend Journalisten konservativer Zeitungen und der amtlichen Propaganda, die alle

⁹⁵ Uffz Somogyvár, 24.4.1915; Inf M. Chassel an W. Weidehaas, 18.6.1915 (Hervorhebung im Original); A. Chassel an Familie Weidehaas, 27.5.1915.

⁹⁶ Ziemann, Front und Heimat, S. 267, fand auch in Selbstzeugnissen ländlicher Soldaten gehäuft Empörung über den Kriegseintritt Italiens, die er jedoch auf persönlich empfundenen »Verrat« des gegen seine ehemaligen Verbündeten kämpfenden Landes zurückführt.

⁹⁷ Vgl. Molthagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 197; Reimann, Der große Krieg, S. 180 f.

Großbritannien zum Hauptfeind Deutschlands erkoren, übereinstimmte. Als Grund für den Hass vieler bildungsbürgerlicher Intellektueller auf Großbritannien erscheint dabei ihre Enttäuschung über den »Verrat« dieser als kulturell mit Deutschland verwandt und in Vielem als Vorbild betrachteten Nation. Dementsprechend wurde die Kriegserklärung Großbritanniens, das nie zuvor gegen Deutschland gekämpft hatte, sondern mit dem größten deutschen Einzelstaat Preußen sogar häufig verbündet gewesen war, als »Verrat« empfunden. Ebenso spielte die Vorstellung eine Rolle, Großbritannien sei aus Neid gegen das aufstrebende Deutschland in den Krieg eingetreten⁹⁸. In diesem Sinne hieß es auch auf der Titelseite der ersten Ausgabe des Vereinsblatts der HT 16 nach Kriegsausbruch:

»Gehässige, auf die wirtschaftliche und geistige Kraftentfaltung unseres geliebten Vaterlandes neidische Völker hatten unter der Oberleitung des erbärmlichen Englands schon lange Jahre große Vorbereitungen getroffen zu dem Endziel der Vernichtung des Deutschen Reiches und des ihm treu verbündeten Österreich⁹⁹.«

Ähnlich klang ein Gedicht auf einer von Arnold Schwencke verschickten Postkarte:

»Deutschland, wie musst du von Herzen echt sein. / O wie strahlend hell muss dein Recht sein, / Dass der mächtige Heuchler dich hasst, / Dass der Brite vor Wut erblasst¹⁰⁰!«

Bei konservativen Meinungsmachern konnte hingegen auch die Ablehnung des parlamentarischen Systems sowie – bei Expansionisten – die einer machtpolitischen Ausdehnung Deutschlands im Wege stehende Stellung des Empire einen Grund für ihre Gegnerschaft zu Großbritannien bilden. Obwohl neben Linksliberalen und Vertretern der Katholiken vor allem Sozialdemokraten im autokratischen Russland den mit größerer Priorität zu bekämpfenden Gegner sahen, fand das Feindbild von Großbritannien als dem Mutterland des modernen Kapitalismus mitunter auch in der SPD Anklang bei vielen Anhängern¹⁰¹.

Ob die Abneigung der Turner in ähnlicher Weise weltanschaulich begründet war, lässt sich aus ihren Schreiben nicht ersehen. Stattdessen nannten sie als Grund für ihre Feindschaft nur die Ansicht, dass Großbritannien für den Krieg und damit für ihre unangenehme persönliche Situation im verschlammten Schützengraben verantwortlich

⁹⁸ Müller, Die Nation als Waffe, S. 115–117; Jahr, »Das Krämervolk«.

⁹⁹ Turngenossen!, S. 85.

¹⁰⁰ Schwencke an W. Weidehaas, 11.3.1915.

¹⁰¹ Jahr, »Das Krämervolk«; Müller, Die Nation als Waffe, S. 114–116; Stübbe, German Anglophobia, S. 10–48.

sei. Anders als etwa sozialistisch gesinnte Soldaten, die in der kapitalistisch geprägten bürgerlichen Gesellschaft die Ursache für den Krieg sahen¹⁰², fanden die Turner also den Schuldigen außerhalb der – von ihnen offenbar akzeptierten – Gesellschaftsordnung. Auf Großbritannien kamen sie dabei wohl einerseits durch die von ihnen häufig gelesenen zivilen Zeitungen des konservativen Spektrums¹⁰³ und militärische Propagandaerzeugnisse, die sich in der Kriegsschuld- und Kriegszielfrage eindeutig auf Großbritannien konzentrierten¹⁰⁴. Mangels persönlicher Einblicke werden diese Medien die Hauptgrundlage der Turner zur Beurteilung des außenpolitischen Geschehens gebildet haben. Andererseits wurde diese Sicht noch durch die undurchsichtigen diplomatischen Vorgänge vor Kriegsbeginn begünstigt, in deren Abfolge Großbritannien Deutschland den Krieg erklärt hatte. Wenn bürgerliche Soldaten – im Gegensatz zu den weniger gebildeten – nationale Feindbilder definierten, wird dies darauf zurückzuführen sein, dass sie sich durch Zeitungslektüre überhaupt erst mit der komplizierten Materie der ›Großen Politik‹ beschäftigten¹⁰⁵. Das hieraus gewonnene Wissen, in Verbindung mit eigenen Bewertungen der britischen Kriegserklärung, machte dann eine Verurteilung der Politik Großbritanniens am wahrscheinlichsten. Gleichzeitig galten ihnen das Land und dessen Soldaten schlicht als härtester Gegner und damit als das größte Hindernis auf dem Weg zur Beendigung des Krieges¹⁰⁶.

Die Gegnerschaft zu Großbritannien existierte in den Augen der Turner allerdings allein auf politischer Ebene. Das wird auch dadurch deutlich, dass Unterschiede im ›Wesen‹ der beiden Völker überhaupt nicht thematisiert wurden. So erübrigte sich die Kapitalismuskritik angesichts der kaufmännischen Tätigkeit mehrerer der Turner, insbesondere des an der Börse arbeitenden Hauptadressaten Waldemar

¹⁰² Vgl. Kruse, Krieg und Klassenheer, S. 546–549.

¹⁰³ Viele der Turner erwähnten ihren Wunsch, Zeitungen aus der Heimat zu erhalten; einige hatten sogar Abonnements. Namentlich genannt wurden dabei häufig die von Waldemar Weidehaas verschickten konservativen »Hamburger Nachrichten«. Vgl. Sembritzki, Das politische Zeitungswesen, S. 6–8, 30.

¹⁰⁴ Lipp, Meinungslenkung im Krieg, S. 225 f., 229 f.

¹⁰⁵ Reimann, Der große Krieg, S. 180 f., stellt anhand der von ihm ausgewerten Feldpost heraus, dass nationale Feindbilder von ungebildeteren Soldaten seltener, von gebildeteren jedoch umso häufiger wiedergegeben wurden. Die meisten sahen dann in Großbritannien den größten Feind. Zur grundsätzlich geringen Bedeutung nationaler Feindbilder bei ländlichen Soldaten vgl. Ziemann, Front und Heimat, S. 267 f.

¹⁰⁶ Siehe hierzu auch Kap. III, S. 118 f.

Weidehaas, offensichtlich bei den meisten schon im Vorhinein. Aber auch der Bezug auf die von den Befürwortern der Feindschaft zu England betonten angeblichen Eigenschaften des britischen ›Volkscharakters‹ fehlte fast vollständig. Vielmehr zeigt die durchgehende Verwendung von Anglizismen¹⁰⁷, dass die auch im als anglophil geltenden Hamburg vorgekommenen und gegen die Kultur der Kriegsgegner gerichteten Aktionen zur »Bereinigung« der deutschen Sprache an den Turnern – wie offenbar auch an der Mehrheit der Bevölkerung – eher spurlos vorbei gegangen sind¹⁰⁸. Ebenso nutzte sich der von einigen Anfang 1915 wohl wegen seiner Besonderheit und seines »ulrigen« Charakters verwendete Spruch »Gott strafe England« schon bald ab und kam seitdem nicht mehr vor¹⁰⁹. Ohnehin standen Deutungsangebote, die auf eine negative Wertung der britischen Kultur zielten, nicht unangefochten im sozialen Umfeld der Turner bereit. So wurden in den Publikationen des ›Vortrups« die kulturellen Gemeinsamkeiten der beiden »germanischen« Völker, die lieber zur Errichtung eines Pangermanischen Reiches zusammenarbeiten sollten, betont. Dementsprechend sprach sich der ›Vortrupp« für eine politische Verständigung mit Großbritannien ohne deutsche Annexionen im Westen aus¹¹⁰.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass festgefügte, national definierte Feindbilder aus der Masse der von den Turnern verfassten Schreiben nicht herauszulesen sind. Stattdessen erfolgten negative Zuschreibungen eher durch das wahrgenommene Verhalten der Gegner

¹⁰⁷ »Last not least«: OffzStv Mensch an die Riege, 5.9.1914, KTB, S. 39; Lt Kastmann an W. Weidehaas, 20.5.1917; »All right«: OffzDst E. Normann an Tiemann, 6.8.1914, KTB, S. 4; VzFw E. Normann 21.8.1914, KTB, S. 17, und 24.8.1914, KTB, S. 17; Gefr H. Normann, 5.8.1914, KTB, S. 16; »Meeting«: OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 22.3.1916; »Cakes«: Uffz Somogyvár an die Familie, 26.2.1915. Beispiele für die gerade im hanseatischen Bürgertum beliebte englische Namensgebung waren die Namen der Brüder John Harry und Robert – genannt Bob – Lewens. Vgl. auch den Namen des Verf. der Regimentsgeschichte des RIR 84, William Speck.

¹⁰⁸ Siehe zu solchen Aktionen in Hamburg Ullrich, Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution, S. 17 f. Vgl. ebenfalls hierzu, aber auch zu den Grenzen dieser Bemühungen, die Beispiele bei Molthagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 220. Letzterer kann zudem zeigen, dass literarische Werke britischer Autoren von William Shakespeare über Charles Dickens bis hin zu Thomas Carlyle weiterhin zum Bildungskanon Hamburger Bürger gehörten. Ebd., S. 321, 341, 343.

¹⁰⁹ Vgl. zu der vor allem unter Soldaten langfristig geringen Attraktivität dieses Spruchs auch Jahr, »Das Krämervolk«, S. 127–129.

¹¹⁰ Ehlert, Hermann Martin Popert, S. 118–120, 134 f.

und deren kulturelle Nähe. So zählten auf der Ebene des alltäglichen Lebens bürgerliche Vorstellungen von ›Sauberkeit und Ordnung‹ zum Gradmesser für die jeweilige Bevölkerung. Hinzu kam sowohl auf dieser als auch der nationalen Ebene der Wert der Fairness. ›Hinterhältig‹ auf deutsche Soldaten schießende Zivilisten wurden damit ebenso verurteilt wie die ›verräterische‹ Außenpolitik Großbritanniens. Mindestens gleichbedeutend war jedoch das rein situative Verhältnis zum Anderen. In diesem Sinne erfuhren etwa die Bevölkerungen Frankreichs und Belgiens, bei denen es sich besser leben ließ – und wo auch mehr zu ›requirieren‹ war – eine positivere Zuschreibung als die ärmliche Bevölkerung Osteuropas und Russlands. Ebenso konzentrierte sich die Abneigung auf nationaler Ebene auf Großbritannien, das als härtester Gegner und damit als das ausschlaggebende Hindernis auf dem Weg zur Beendigung des Krieges gesehen wurde.

